

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 134 (1966)
Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schweizerische KIRCHENZEITUNG

INFORMATIONSORGAN FÜR FRAGEN DER THEOLOGIE
SEELSORGE UND KIRCHENPOLITIK

LUZERN, DEN 10. FEBRUAR 1966

VERLAG RABER & CIE AG, LUZERN

134. JAHRGANG NR. 6

Zum siebten Zentenar der Geburt Dante Alighieris

Apostolisches Schreiben — Motu proprio — Papst Pauls VI. «Altissimi cantus» vom 7. Dezember 1965

Am 30. Mai 1265 wurde in Florenz Dante Alighieri, einer der größten Dichter der Menschheit, geboren. Das siebte Zentenar seiner Geburt wurde in zahlreichen Gedenkartikeln und Feiern im vergangenen Jahr begangen. Auch ein Teil der Konzilsväter hatte sich während der letzten Konzilssession zu einer eigenen Feier in die Geburtsstadt des Dichters, nach Florenz begeben. Papst Paul VI. hat am 7. Dezember 1965 ein eigenes Rundschreiben erlassen, dessen lateinischer Wortlaut erstmals am 31. Dezember 1965 im «Osservatore Romano» veröffentlicht wurde. Schon der theologische Grundgehalt der Divina Commedia, dieses unvergänglichen Werkes der Weltliteratur, rechtfertigt es, daß auch die Kirche das Andenken des großen Dichters, Theologen und Philosophen ehrt. Wir bringen hier das päpstliche Rundschreiben in privater deutscher Originalübertragung, die unser Mitarbeiter eigens für unser Organ erstellt hat. Die Zwischenübersetzung ist zum Teil der italienischen Übersetzung entnommen, die im «Osservatore Romano» Nr. 301 vom 31. Dezember 1965 erschienen ist. J. B. V.

Das laufende Jahr hat eine bedeutende Jahrhundertfeier Dante Alighieris, des Meisters höchster Sangeskunst, mit sich gebracht. Siebenhundert Jahre sind verflossen, seitdem er in Florenz, das so manchen tüchtigen, hervorragenden Geist hervorgebracht hat, geboren wurde.

Es geziemt sich, daß in erster Linie Italien in regem Wettstreit auf vielfache Weise den größten seiner Dichter und die leuchtendste Zierde seiner Literatur ehrt und feiert. Denn er ist der Hauptbegründer seiner Sprache, und wie er Italiens Kultur Form und Ausdruck verliehen hat, ist er durch die Jahrhunderte ihr umsichtiger Hüter und Erhalter geblieben.

Allein auch eine große Anzahl anderer Völker christlicher Kultur wollen

an diesen Feiern teilnehmen, und der Name Dantes, der auf der ganzen Erde unsterblichen Ruhm genießt und behalten wird, erstrahlt heute mehr und mehr wie eine Leuchte auf hoher Warte.

Bei dieser Ehrung darf die katholische Kirche wirklich nicht fehlen. Denn sie zählt ihn zu den ruhmreichen Männern, die sich durch Tugend und Weisheit auszeichnen, mit hohem Geschick klangvolle Rhythmen ersannen und auf schöne Form bedacht waren¹.

In dem herrlichen Chor christlicher Dichter, in dem Prudentius, Ephräm der Syrer, Gregor von Nazianz, Ambrosius von Mailand, Paulin von Nola, Andreas von Kreta, Romanus Melodes, Venantius Fortunatus, Adam von St. Viktor, Johannes vom Kreuz und nicht wenige Namen aus neuerer Zeit vertreten sind, deren Aufzählung zu weit führen würde, erklingt Dantes goldene Harfe dank der Größe ihres Gegenstandes, der Reinheit ihrer Gesinnung, ihrer mit höchster Eleganz gepaarten Kraft, in wundervoller Harmonie und höchster Würde.

Weshalb soll das Andenken Dantes geehrt werden?

Auch wir wollen daher dem großen Dichter den Tribut unserer Verehrung entrichten und folgen darin dem Vorbild unseres Vorgängers Benedikt XV., der zum 600. Todestag Dantes die Enzyklika «In praeclara summorum»² veröffentlichte. Unsere Absicht dabei ist nicht so sehr, in diesen raschen Stunden der Erinnerung, die in die Zeit eingehen und von ihr bald überholt werden, etwas zu seinem Ruhm hinzuzufügen, sondern vielmehr etwas zu tun, das ihn für immer verewigt, und zwar nicht durch die Errichtung eines Denkmals aus schweigendem, kaltem Stein oder Metall, sondern durch die Erschließung einer Quelle unerschöpflicher

Wasser zu seinem Lob und zum Nutzen vieler heißender Jugend. Möge diese stets von neuem in seine Schule treten und in der Schule eines so großen Lehrers fähig werden, sein Andenken und Werk zu verherrlichen, so daß seine Dichtung im Reich der Literatur kraftvoll fortlebt, seine menschliche und christliche Weisheit in der Pflege bester Lehre und Kunst in Italien neue Kraft gewinnt und Brauch und Sitte der Ahnen fortsetzt, die Dante Alighieri mit vollem Recht als den Vater ihrer lebendigen Sprache verehrt haben.

Wir haben daher im Einverständnis mit den Leitern des betreffenden akademischen Institutes Motu proprio und aus eigenem Antrieb beschlossen, an der großen Universität, die unser Vorgänger Pius XI. und nach ihm die übrigen Päpste bis auf uns — besonders in der Zeit unserer Amtstätigkeit in Mailand — eifrigste Sorge zugewandt haben — wir meinen die Universität vom Heiligsten Herzen in Mailand — einen

AUS DEM INHALT:

*Zum siebten Zentenar der Geburt
Dante Alighieris*

Mgr. Jelmini 30 Jahre Bischof

Zum Fastenopfer

«Sind die Erwartungen erfüllt?»

*Neuorientierungen in
religionsunterrichtlichen Fragen*

Das Gebet der Einheit

Vom Innehalten vor der Oration

*Erste Auswirkungen des Konzils
auf diözesaner Ebene*

Aus dem Leben der Ostkirchen

Neue Bücher

¹ Vgl. Sir 44, 1—5.

² Vgl. AAS 13 (1921), 209 ff.

Lehrstuhl für Dantestudien zu errichten.

Es ist für uns eine freudige Hoffnung, diese unsere Schöpfung werde ein öffentlicher Beweis für die tiefe Verehrung sein, die wir für den Sänger der *Divina Commedia* hegen, und möge unserm Wunsche gemäß auch bei der studierenden Jugend, die an jener Universität in den besten Wissenschaften unterrichtet wird, die gleiche unauslöschliche Flamme entfachen und nähren. So hoffen wir, es werden aus ihr Gelehrte von Scharfsinn und ausgezeichnete Frömmigkeit hervorgehen, die sich dieser Philologie einst selber widmen können, um aus Dantes goldener Fundgrube allen Reichtum ans Licht zu heben und den Freunden des Wissens bekannt zu machen, so daß die Kultur der zukünftigen Zeit eine neue kraftvolle Blüte erleben kann.

Es wird vielleicht jemand fragen, aus was für Gründen die katholische Kirche sich durch dieses spontane Bemühen ihres obersten Hauptes so sehr für den Lobpreis und die Feier des Andenkens des Florentiner Dichters einsetzt. Die Antwort ist leicht zur Hand: Dante ist auf ganz besondere Weise einer der Unseren, ein Katholik. Er ist es, weil er von ungeschmälerter Liebe zu Christus glüht, weil er die Kirche in höchstem Maße geliebt und ihre Schönheit besungen hat, weil er im Bischof von Rom den Statthalter Christi auf Erden anerkannte und verehrte.

Dem tut der Umstand keinen Eintrag, daß er seine Stimme laut und bitter gegen einige Päpste erhob, daß er gewisse kirchliche Körperschaften und Männer, die Diener und Gesandte der Kirche waren, scharfer Kritik unterzog. Wir wollen hier diese seine Neigung und diese Seite seines Werkes keineswegs verschweigen, hat er doch in der Bitterkeit seines Geistes gegen Florenz, seine geliebte Vaterstadt, noch härtere Geißelhiebe gebraucht. Ohne Zweifel hat er wegen seiner Erregung über staatliche Zustände und bei den Zielen seiner Kunst ein Recht auf Nachsicht; die Aufgabe des Richters und Verbesserers, die er auf sich genommen, verschafft sie ihm besonders, wenn er beklagenswerte Laster aufs Korn nimmt.

Daneben aber steht eindeutig fest, daß diese Geisteshaltung seinen katholischen Glauben und seine liebende Anhänglichkeit an die Kirche als seine Mutter nie erschüttert hat.

Dante ist einer der Unseren: diesen berechtigten Ausspruch dürfen wir wiederholen. Wir behaupten es keineswegs, um uns in maßlosem Ehrgeiz eines so

großen Besitzes zu rühmen. Nein, wir wollen uns vielmehr erinnern, daß es unsere Pflicht ist, ihn als das anzuerkennen und in seinem Werke die unschätzbaren Reichtümer einer starken, besonnenen christlichen Auffassung aufzuzeigen. Denn wir sind überzeugt: nur der wird die in seinem Werk verborgenen geistigen Schätze zutiefst verstehen und genießen können, der die innersten Geheimnisse der religiösen Seele des Dichters erschließt.

Der religiöse Grundton der *Divina Commedia*

Diese Forderung ergibt sich offensichtlich aus dem Werke Dantes selbst. Jede ihres Namens würdige Dichtung erhebt den Geist durch die kathartische Kraft, die wahrer Dichtkunst eigen ist, zur Erneuerung machtvoller Gedanken und Gefühle. Diese erhabene Größe, die in der Göttlichen Komödie auf einzigartig hohe Weise leuchtet, erwächst eindeutig aus dem religiösen Empfinden und vor allem aus dem katholischen Glauben.

Der Glaube, der «wie ein Stern am Himmel in mir strahlt»³, und für Dante ein Besitz ist, dessen Wert kein anderer übertrifft, «dieser teure Edelstein, auf den sich jede andere Tugend stützt»⁴, erfüllt den Tempel seiner Dichtkunst, der zugleich ein Tempel des Glaubens ist, von den tiefsten Grundlagen bis zu seiner Zinne in allen Teilen mit Licht und Wärme. Daher nennt sein Verfasser selber es ein heiliges Lied:

«Sollt je dem heiligen Lied es widerfahren —
Dran Hand gelegt der Himmel und die Erde,
Daß hager michs gemacht seit manchen Jahren —
Den Haß zu tilgen, der mir wehrt zu liegen
Im schönen Pferche, drin ich schlief ein Lämmlein,
Feind jenen Wölfen, die es wild bekriegen,
Mit andrer Stimme dann, mit anderm Haare
Käm ich als Dichter heim, daß sich am Borne,
Wo ich getauft, die Stirn dem Lorbeer paare»⁵.

Dantes Dichterkrönung

Für den Augenblick möge es gestattet sein, unserer vollen Freude darüber Ausdruck zu verleihen, daß es uns in Erfüllung des vorausschauenden Wunsches Dantes vergönnt war, in der Taufkapelle «meines schönen S. Giovanni»⁶, wo er im heiligen Taufsakramente Christ wurde und den Namen Dante erhielt, im Beisein einer großen Zahl von

Vätern des zweiten Vatikanischen Konzils, in die vergoldete Lorbeerkrone das von uns als Geschenk gesandte Monogramm Christi einfügen zu lassen und so den Dank des christlichen Erdkreises dafür zum Ausdruck zu bringen, daß er «die Wahrheit, die so sehr uns adelt»⁷, so herrlich besungen hat.

Der Lorbeer, mit dem das Haupt Dantes, dieser herrlichen Zierde Italiens und der ganzen Menschheit, umwunden wurde, ist nie fahl und dürr geworden. Allein es geizte sich, ihm einen neuen Zweig hinzuzufügen. Denn durch die Größe seines Geistes und Werkes hat er den Namen eines Dichters, der allen Völkern angehört und seiner universalen Bedeutung wegen eifriges Studium und aller Beachtung würdig ist, voll verdient.

Das Werk Dantes ist tatsächlich weltumspannend. Es umfaßt in gewaltiger Weite Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit, Gottes Geheimnisse und der Menschen Geschicke, die Heilslehre und das profane Wissen, das Erkennen, das er aus der Offenbarung Gottes und dem Lichte der Vernunft, aus eigener Erfahrung und den Erinnerungen der Geschichte, aus seiner Zeit und dem griechisch-römischen Altertum schöpfte. Dieses Denkmal des Mittelalters, das von keinem andern an Bedeutung übertroffen wird, behält daher seine volle Gültigkeit. Ein Blick auf seine Ansichten und seinen Inhalt zeigt ohne weiteres, wie Dante darin die Früchte der Weisheit des Ostens, des griechischen Logos, der römischen Kultur und in ihren wesentlichen Zügen den Reichtum der Dogmen und Gesetze der christlichen Religion, wie die hervorragendsten Denker sie ausgearbeitet hatten, übernommen und niedergelegt hat. In der Philosophie folgt er Aristoteles, ist aber in seiner Neigung, auf die vorbildlichen Ideen der Dinge zu schauen, Platoniker; von Augustin übernimmt er Beachtung und Wertung der Geschichte. In der Theologie ist er der unentwegt getreue Schüler des Aquinaten, so daß Dantes Werk nebst anderem gewissermaßen ein Spiegelbild seiner *Summa Theologiae* wird, die sie in hier und dort verstreuten Abschnitten wiedergibt. Neben dieser allgemeinen Grundhaltung ist er aber nicht weniger bereit, auf die Autorität der hl. Augustin, Bernhard, Bonaventura und auf die Viktoriner zu achten; wo es sich sodann um neue Horizonte oder um Dinge handelt, die noch

³ Par. 24, 147.

⁴ Ebda., 89 f.

⁵ Par. 25, 1—9. Übers. Zozmann.

⁶ Inf. 19, 17.

⁷ Par. 22, 42.

im Schoße der Zukunft liegen, fehlt auch ein Einschlag des Apokalyptikers Joachim da Fiore nicht.

Absicht der Divina Commedia

Das Ziel, das sich die Göttliche Komödie steckt, liegt vor allem auf dem Gebiet des Handelns; das möchte sie in gutem Sinne verändern. Sie strebt nicht nur danach, eine schöne dichterische Form zu erreichen und gute Sittengesetze zu bieten, sondern will vor allem den Menschen von Grund auf erschüttern und aus wirrem Geiste zur Weisheit, aus Schuld zur Heiligkeit, aus Drangsal zum Glück, aus der entsetzlichen Betrachtung der Hölle zur Seligkeit des Paradieses führen. Dieser Absicht hat der Dichter in seinem Brief an Cangrande della Scala klaren Ausdruck verliehen: «Der Zweck des Ganzen wie des Teiles kann mehrfach sein, näher oder entfernt. Doch, gehen wir nicht auf so feine Untersuchungen aus. Es sei kurz bemerkt, daß der Zweck des Ganzen wie des Teiles darin besteht, die Menschen vom Zustand des Elends zu dem des Glückes zu führen».⁸

Daher läßt sich die Divina Commedia als «itinerarium mentis ad Deum» bezeichnen, als Führer von der unerbittlichen Verwerfung zu den Tränen reinigender Besserung, und danach schrittweise von der Klarheit des Lichts zu wachsend leuchtender Helle, von flammender Liebe zu glühender Flamme, empor bis zum Quell des Lichtes, der Liebe und der ewigen Süßigkeit:

Licht der Erkenntnis, sich voll Liebe zeigend:
Liebe zum wahren Gut, das voll von Wonne:
Wonne, allandre Süße übersteigend!⁹

Die verschiedenen Teile des Gedichtes erweisen sich wirklich als Mahnungen und sichere Führung auf dem Wege zu Gott. Die natürlichen Dinge und die Ordnung der Übernatur, Wahrheit und Irrtum, Sünde und Gnade, Gut und Böses, das Werk der Menschen und seine Wirkungen werden dargestellt, vor Gott gewogen und zeigen sich im Lichte der Ewigkeit. Dieser Aufstieg, der den verborgensten, höchsten Dingen zustrebt, wird zum Epos des innerlichen Lebens, der göttlichen Gnade, der mystischen Erfahrung, der vielgestaltigen Tugend; er wird zur Theologie des Geistes und des Herzens.

Von der verworfensten Tiefe bis zur heiligsten Dreifaltigkeit

Von den Abgründen der Laster und ihrer Strafen, vom lautern Reich, wo die Seelen von jedem Makel gereinigt

werden, über die steilen Höhen, welche von vielfachen Wegen der Heiligkeit erklimmen werden und ausgezeichnete Beispiele von Heiligen aufweisen — wieviel Lob knüpft sich an die Namen Franziskus, Dominikus, Petrus Damiani, Benedikt von Nursia, Romuald, Bernhard —, strebt alles der erhabensten Spitze zu. Wer die Heilsbedeutung der hundert Gesänge erfaßt, erblickt darin hundert Treppenstufen, wie sie Jakob im Traume sah, die von den tiefelegentesten Orten bis zum Licht der Heiligsten Dreifaltigkeit emporsteigen. Und vor der letzten dieser Stufen steht, vom hl. Bernhard angerufen, die Gottesmutter und Jungfrau Maria, um dem unerfahrenen Pilger in der Verwirklichung seines letzten Wunsches fürbittend beizustehen.

Für den Florentiner Dichter ist Maria, «die Blume, die ich morgens und abends stets anrufe»¹⁰, sie, «die dort oben siegt, wie sie hienieden siegt»¹¹, die Vermittlerin der himmlischen Gaben; als leuchtende Pforte des Himmels schafft sie den Abstand zwischen Schöpfer und Geschöpfen weg und gewährt uns Zugang zum Anblick Christi und der himmlischen Wahrheit:

«Nun dieser — der vom tiefsten Pfuhl,
im Wandern
Durchs Weltental, bis hier herauf
gesehen
Der Geister Leben eines nach dem
andern —
Fleht dich um Gnade an, ihm Kraft zu
geben
Soviel, daß er noch höher seine Augen
Bis hin zum letzten Heile kann erheben.
Und ich, für eignes Schauen nie mehr
empfänglich
Als jetzt entflammt für seins, bring
all mein Bitten
Dir dar und fleh, daß es nicht unzu-
länglich,
Damit sich jede Wolke ihm zerstreue
Von seiner Sterblichkeit vor deinem
Beten,
Daß ihn des höchsten Heils Entfaltung
freue»¹².

Das Menschengeschlecht auf der Suche nach Frieden

Träger der Hauptrolle ist der Dichter; doch er wird zum Symbol des Menschengeschlechtes, das er unter ständiger Wahrung der allegorischen Hülle dazu bringt, seine Vergehen anzuerkennen und sich wieder auf den geraden Weg der Tugend zu begeben, sich erleuchten und reinigen zu lassen und sich schließlich eng mit seiner höchsten Wahrheit und seinem größten Gut zu vereinigen.

Gottes Gesetz wurde den Menschen gegeben, damit sie ihm gehorchen und so das ersehnte Glück dieses irdischen und einst des ewigen Lebens erlangen.

Mgr. Jelmini 30 Jahre Bischof

Am vergangenen Lichtmeßtag waren drei Jahrzehnte verflossen, seit der derzeitige Apostolische Administrator des Tessins, Mgr. Angelo Jelmini, in der Kathedrale zu Lugano aus den Händen des damaligen Apostolischen Nuntius in der Schweiz, Mgr. Filippo Bernardini, die bischöfliche Weihe empfangen hat. Am 16. Dezember 1935 hatte ihn Papst Pius XI. zum Nachfolger des unvergeßlichen Bischofs Aurelio Bacciarini ernannt und gleichzeitig zum Titularbischof von Terme präkonisiert. Volle drei Jahrzehnte wirkt nun Mgr. Jelmini als Oberhirte in unserm südlichen Landesteil. Er ist vor allem bekannt als der Bischof der «Katholischen Aktion», die sowohl bei den Männern als auch unter den Frauen ein reges Leben entfaltet. Als amtsältester Bischof der Schweiz versieht Mgr. Jelmini auch das Amt des Dekans der schweizerischen Bischofskonferenz. Die «Schweizerische Kirchenzeitung» entbietet dem hochwürdigsten Jubilaren ergebene Glück- und Segenswünsche zur Feier des dreißigjährigen Bischofsjubiläums. J. B. V.

Dazu müssen sie das Gute, das die richtige Liebe einflößt, erstreben und das Böse meiden, aus dem verkehrte Liebe, Gier und Bosheit erfließen.

«Es ist offenkundig, daß das Menschengeschlecht in der Ruhe und im Frieden den leichtesten und ihm am besten zusagenden Weg zu seiner eigenen Aufgabe besitzt, die nach dem Psalmwort: ‚Nur wenig hast du ihn den Engeln nachgestellt‘ etwas beinahe Göttliches ist»¹³.

Dieser äußere und innere Friede, der den Menschen in Familie, Volk und der ganzen Menschengesellschaft individuell und kollektiv als ungetrübte Ordnung zuteil werden sollte, erleidet Störungen und Erschütterungen, weil Gottesfurcht und Gerechtigkeit in Verachtung geraten. Sollen daher Ordnung und Heil zurückkehren, so bedarf es der vereinten Kräfte des Glaubens und der Vernunft, Beatrices und Virgils, des Kreuzes und des Adlers, der Kirche und des Staates; es muß von neuem das Wissen um die Ziele geweckt werden, für die der Mensch auf die Erde gestellt ist; eine allgemeine, noch dunkle, aber trotzdem sichere Botschaft von einer kommenden neuen Welt kann ihm dies geben. Der Himmel und die Erde lassen einhellig

⁸ Ep. 13,15 (Dieser Brief enthält die Widmung des «Paradiso» an Dantes Gönner [Der Übersetzer]).

⁹ Par. 30,40 ss. Übers. Zozmann.

¹⁰ Par. 23, 88 s.

¹¹ Ebda., 93.

¹² Par. 33, 22—33. Übers. Zozmann.

¹³ De Monarchia, 1, 4, 2.

dieses Evangelium des Friedens erklängen.

Die Divina Commedia ist zweifellos eine Dichtung des Friedens: das trauervolle Lied des in der Hölle ewig verlorenen Friedens, das frohe Lied des hoffnungsvollen Friedens im Reinigungsorte, das sieghafte Lied seines ewigen, vollen Besitzes im Paradies.

Tempel der Weisheit und Liebe

Weiterhin erweist sich die Göttliche Komödie als Tempel der Weisheit und der Liebe, einer Weisheit, die Liebe atmet, und einer Liebe, die von Weisheit erfüllt ist. Wer kann bestreiten, daß die Verse des Dichters den Hauch der Liebe zu den Menschen tragen, von der eine passende, wirksame Mahnung ausgeht, in jeder Lebenslage besser zu werden und sich den von Gott gesetzten Zielen zuzuwenden?

Daraus ergibt sich die Sorge des Dichters für die Besserung des ganzen Gemeinschaftslebens durch die Betonung der Freiheit, die von der Knechtschaft der Sünde abhält und zur Liebe Gottes durch den richtigen Gebrauch seiner Güter, die in der Geschichte wie in allen übrigen Gebieten des Lebens liegen, anspornt. Denn Dante legt eine Wertschätzung und ein Verständnis für die menschlichen Dinge an den Tag, dessen hauptsächliche Kennzeichen wir richtig hervorheben müssen.

Dantes Menschenbild

Die Auffassung des Dichters vom Menschen geht von der Lehre des Aquinaten aus und steht im Zeichen eines besonnenen Optimismus. Er baut auf bestimmten Grundsätzen auf: Die Gnade zerstört die Natur nicht, sondern heilt und vervollkommenet sie, und das Wort «Person» drückt eine besondere Würde aus¹⁴. Umgekehrt widersteht er sich den Anschauungen gewisser Aszeten und Mystiker, welche die Weltverachtung als einzige Form vollkommenen Lebens für alle zur Pflicht machen wollten.

Dante anerkennt alle menschlichen Werte — es mag sich um die des Verstandes, der Sitten, des Gefühls, der Wissenschaft, der menschlichen und bürgerlichen Kultur handeln — und bedenkt sie mit Lob. Es ist sehr beachtenswert, daß er für diese Güter Wertschätzung und Ehre bereit hat, während sein eigenstes Gebiet doch die Vertiefung in die göttlichen Dinge war, so daß er über der Betrachtung des Himmels leicht dazu kommen konnte, das Irdische als eitel und gering einzuschätzen. In der Tiefe der göttlichen Liebe ge-

winnt sein Menschentum im Gegenteil volle Ausprägung und Vollendung, und selbst in den strahlenden Weiten des Himmels fühlt er sich zwingend verpflichtet, Wahrheit und Güte zu verkünden, da das ferne Stäubchen unserer unseligen Erde, «das Plätzchen, drauf wir uns so wild bekriegen»¹⁵, darauf wartet.

Der griechisch-römischen Kultur gegenüber ist er der Ansicht, sie habe durch Gottes Fügung für die christliche Religion die Wege bereitet und zahlreiche Vorbilder geboten. Dadurch unterscheidet er sich von der sogenannten Renaissance, oder besser, von einer in dieser Zeit weitverbreiteten Neigung, die Gott vernachlässigte und nur die menschlichen Werte in Betracht zog, so daß sich die Menschheit heidnischen Sitten und Gebräuchen zuwandte und von pelagianischer Verderbtheit durchsetzt wurde.

Dantes Politik

Es seien kurz die politischen Theorien des Dichters erwähnt. Zwei Mächte, Kirche und Staat, sind von Gott bestimmt worden, um die Menschen zum Glück zu führen, die eine zu dem des Himmels, die andere zu dem der Erde. Diese beiden Formen des Glücks sind voneinander verschieden, wenn auch das irdische dem andern untergeordnet ist. Dementsprechend sind die beiden Mächte in ihrem je eigenen Bereich frei und voneinander unabhängig; es kann also keine Vermischung der heiligen und der profanen Dinge entstehen. Beide aber sollen sich gegenseitig unterstützen, und das bedingt in Glaubens- und Sittenfragen die freiwillige Unterordnung des Kaisers unter den Papst. Beiden aber kommt die Aufgabe zu, dem Wohl der christlichen Öffentlichkeit zu dienen.

Die Kirche soll von der Last unnützen Prunks frei, von weltlichen Sorgen unbeschwert sein, um sich mit vollem Eifer der Ausbreitung der Wahrheit und der Pflege ihrer Früchte widmen zu können:

«Dabei denkt niemand, wieviel Blut
geflossen
Beim Säen auf Erden, und wie wohl-
beliebt ist,
Wer sich in Demut an sie an-
geschlossen»¹⁶

Damit stehen wir der Auffassung sehr fern, die Marsilius von Padua eingebracht hat und unsere Zeit weithin übt, wonach der Staat von der Kirche restlos getrennt sein soll.

Dem Kaiser ist vor allem eine sittliche Aufgabe anvertraut: die Sorge für den Sieg der Gerechtigkeit und die Ein-

dämmung der Habgier, die Wirren und Kriege verursacht. Daraus ergibt sich wohl die Notwendigkeit einer Alleinherrschaft über die ganze Welt, die — in den Begriffen des Mittelalters ausgedrückt — das Bestehen einer übernationalen Herrschermacht verlangt, für die nur ein Gesetz gilt: der Schutz des Friedens und der Eintracht unter den Völkern. Diese Forderung des Dichters ist durchaus kein trügerisches Hirngespinnst, wie etwa behauptet wird, hat sie doch in unserer Zeit einen bestimmten Ausdruck in der Organisation der Vereinten Nationen gefunden, die mit weiter, segensvoller Sicht das Wohl aller Völker zu fördern sich bemüht.

Der Dichtertheologe

In Kürze müssen wir hier noch auf das Verhältnis hinweisen, das zwischen der religiösen Wahrheit und der Dichtkunst besteht, um desto klarer zu sehen, wie sich in der Divina Commedia diese enge Beziehung auswirkt. Diese wenigen Worte über Dantes Dichtkunst drängen sich vor allem auf, weil viele Gründe verlangen, daß die Poesie im allgemeinen und in ihren einzelnen Äußerungen den Zusammenhang mit der Religion wieder finde und dadurch eine neue Blüte erlebe.

Giovanni di Virgilio hatte für Dantes Grabmal eine Inschrift verfaßt, deren Lob folgendermaßen lautete: Dante der Theolog, in jeglicher Lehre bewandert, welche die Philosophie ruhmreich und liebevoll pflegt. In erster Linie wird er also als Theologe bezeichnet, obwohl ihn die Nachwelt sehr bald einhellig und vorwiegend den hohen Dichter nennt; auch sein Werk trägt die Bezeichnung «göttlich».

Beide Ehrentitel kommen ihm mit Recht zu. Und es wäre ungenau zu sagen, er sei Dichter, obwohl er auch Theologe war; es sei vielmehr festgehalten, daß er auch deshalb höchster Dichtkunst Meister war, weil er als Theologe von höchster geistiger Kraft hervorragte.

Die Würde und Größe seiner Dichtung wird offenkundig so lobend anerkannt, daß es zum Beweis dafür keine verwickelten Argumente braucht; dieser erhabene Berggipfel, dem das zernagende Wasser in so langer Zeiten Flucht nichts anhaben konnte, bedarf keiner langatmigen Ausführungen, um erkannt zu werden; es genügt dazu ein rascher Blick auf ihn.

¹⁴ Vgl. *Summa Theologiae* 1, q. 1, a. 8 ad 2; 1—2, q. 109, a. 8; 1, q. 29, a. 3 ad 2.

¹⁵ Par. 22, 151. Übers. Zozmann.

¹⁶ Par. 29, 91—93. Übers. Zozmann.

Führer zum Tempel der Kunst

Möge Dante, wie einst Virgil für ihn Führer war, für viele Geister Wegbereiter zu heiliger, besonders poetischer Kunst werden. Das ist vor allem in unserer Zeit zu wünschen, die nicht selten einen Rückgang des geistigen Lebens erfährt, der zur wirtschaftlichen und technischen Entwicklung in direktem Verhältnis steht. Die Kunst verarmt. Wie oft beschränkt sie sich auf geringe, einseitige Themen, auf rein subjektive, mit einer — man möchte sagen — manichäischen Naturverachtung gepaarte Darstellungen, auf zynisches Hohngelächter, auf die Schilderung und Verherrlichung des Lasters, und läßt in der Dichtung nur eine Lyrik gelten — oder gibt ihr wenigstens eindeutig den Vorrang —, die sich in unfruchtbaren und unnötigen Beschränkungen gefällt.

Wesen der Dichtkunst

Aus philosophischen Voraussetzungen, die sie selber aufgestellt haben, ziehen manche den Schluß, zwischen Versen und Prosa bestehe kein Unterschied. Andere dagegen lassen einen solchen Unterschied gelten, schreiben der Dichtung einen lyrischen Charakter zu, der die Seele zu bewegen versteht und verlangen von ihr eine Sprache, welche Gemüt und Geist zum Ausdruck bringt; der Prosa dagegen weisen sie logische Beweisführung und beschreibende, wissenschaftliche, objektive Darstellung zu.

Selbstverständlich kann die Dichtung die Themen ihrer Lieder im Innern der Seele finden. Wenn sie aber das logische Denken beiseite stellt oder verachtet, so gelangt sie zu keinem logischen, klaren, faßbaren Ergebnis und wird schwächlich, dunkel, voll aufgeblähter Worte und Gefühle, die in leere Schlawheit ausmünden.

Wenn ein poetisches Gebilde eine große Zahl von Versen aufweist, so darf es deswegen keineswegs geringgeschätzt werden. Die Dichtungsformen, die bei den Alten die höchste Wertschätzung genossen, waren das Epos und das Drama; Plato schätzte das erstere höher, Aristoteles das zweite¹⁷, da er fand, es weise die höchsten künstlerischen Werte auf.

Psychagogie — Inspiration — Rhythmus

Das Maß für die Beurteilung der Schönheit und Vollendung sahen sie vor

¹⁷ Plato, Leg. 2,658 d ss.; Aristoteles, Poetica, 1461 b ss.

¹⁸ Horaz, Ars Poetica, 99 s.: cf. Epist. 2, 1, 212—214.

¹⁹ Horaz, Ars Poetica, 309.

²⁰ id., Satir. 1, 4, 43 s.

²¹ Purg. 24, 52 ss. Übers. Zoozmann.

allein in der Psychagogie, d. h. in der Fähigkeit des Autors und seines Werkes, den Geist wirksam, passend und nachhaltig in seinem Sinne zu beeinflussen. Diese Regel stellt auch Horaz als unumgänglich auf: «Es genügt nicht, daß ein Gedicht schön ist; es muß auch eindrucksvoll sein und den Geist des Lesers dorthin führen, wo es will»¹⁸.

All dies kann die Poesie mit ihrer Sprache und besonders mit ihrer Fähigkeit, die etwas ganz Geheimnisvolles und vielleicht nie genug Erkanntes ist, mit ihrer Inspiration, ihrer Eingebung, vollbringen. Diese vertreibt und verachtet die Vernunft keineswegs, sondern stellt einfach eine andere Erkenntnisart dar, einen andern Weg, sich die Dinge anzueignen, und findet Brücken zu ihnen, die der Verstand nicht erblickt. Die Kunst braucht jedoch den Verstand in der stürmischen Tätigkeit, die dem Aufblitzen der künstlerischen Eingebung vorausgeht, durch die nachträglich alles Unternommene erleuchtet, ausgeglichen, vereinfacht wird. Und nicht weniger ist sie in der darauffolgenden Ausarbeitung und Vollendung des Werkes auf ihn angewiesen, damit sie den Mitmenschen ihren Seelenzustand nicht nur durch Weckung von Gedanken, Bildern und Gefühlen, sondern auch durch die lebendige Harmonie der verschiedenen Elemente mitteilen kann; denn «das Wissen ist Urgrund und Quell des richtigen Schreibens»¹⁹.

Nicht zu vergessen ist überdies, daß notwendig ein gewisses Fluidum, gewissermaßen eine magnetische Kraft, zu schaffen ist, die sich in der geschickten Stellung und Verbindung der Wörter, im Wohlklang, im Rhythmus kundtut: «Dem gib den ehrenden Namen ‚Dichter‘, den göttlicherer Geist und Sinn auszeichnet und ein Mund, der die großen Dinge aufklingen läßt»²⁰.

Hoheit von Form und Gedanken in der Divina Commedia

Der Grund dafür, daß Dantes Werk so beseelt wirkt und sich in der Erfassung des Meeres der bestehenden Dinge so hoch erhebt, liegt in der Feuerkraft seiner Eingebung:

«Ich halt es solcherweise,
Daß, wenn mich Liebe anhaucht,
lausch ich achtsam
Und schreibe, was sie drinnen vorspricht
leise»²¹.

Alle Arten der Dichtung sind bei ihm vertreten: die epische, lyrische, lehrhafte, satirische, die dramatische sowohl als Charakterentwicklung wie als Handlung, und diese verschiedenen Formen werden stets von neuem verbunden und in ihrer Vielfalt verflochten, wobei aber

Zum Fastenopfer

Dem geistigen Jahresthema «Wort Gottes» entsprechend erhält das Taschenbüchlein «40 Tage Gottes Wort» eine besondere Bedeutung. Es ist ganz konkret auf den Dialog mit Gott ausgerichtet. Im Gegensatz zu früher wurde nicht ein fortlaufender Text ausgewählt, sondern Stellen aus den Evangelien, die Christus im Gespräch mit den verschiedensten Menschen zeigen, so daß sich der Leser unmittelbar angesprochen fühlt. Auch die äußere Gestaltung des Büchleins hebt sich von der früheren ab, so daß man auf den ersten Blick sieht, daß man dieses «40 Tage Gottes Wort» nicht bereits schon vom letzten Jahr her besitzt.

Der Schutzpreis von 25 Rappen bewirkt, daß nicht Dutzende von Exemplaren vergessen in irgend einem Winkel die Fastenzeit überdauern. Zahlreiche Kirchgemeinden haben sich erfreulicherweise entschlossen, die Auslagen gesamthaft zu übernehmen, um so durch Gratisabgabe dem Büchlein eine breitere Streuung zu verschaffen. Will man aber «40 Tage Gottes Wort» verkaufen, empfiehlt sich die folgende, erprobte Methode: einige Jugendliche teilen an den Kirchentüren die Taschenbüchlein an alle, die das Gotteshaus verlassen, aus; andere stehen mit Körblein oder «Kochkesseln» in einiger Distanz, um das Geld entgegenzunehmen. Eine vorgängige Mitteilung von der Kanzel oder im Pfarrblatt würde dann ungefähr so lauten: «Heute wird an den Kirchentüren für die tägliche Schriftlesung während der Fastenzeit das neue Taschenbüchlein «40 Tage Gottes Wort» ausgeteilt. Damit durch das Geldwechseln keine Verzögerungen entstehen, mögen alle eines nehmen und den Preis von 25 Rappen anschließend in eines der im Freien hingehaltenen Sammelbecken werfen.»

Die Verteilung der Kinderopfersäcklein läßt sich ohne Schwierigkeiten im Unterricht erledigen. Anders ist es mit dem Verteilen der Opfertäschlein für Erwachsene und der Informationsblätter. Man überlege sich deshalb, ob die dazu geschaffene Aktionsgruppe einsatzbereit ist, oder ob man nun dieses Jahr eine bilden soll. Das Auflegen der genannten Drucksachen in den Kirchenbänken schafft wohl am wenigsten Umtriebe, führt aber dazu, daß ein relativ großer Teil der Familien nicht bedient wird. Relativ einfach ist das Vertragen der Opfersäcklein durch Schulkinder. Fraglich bleibt dabei mindestens, ob auch die Neuzugezogenen erreicht werden. Bloß in die Briefkästen gelegte Opfersäcklein finden wohl kaum große Beachtung bei der Flut der dort fast täglich anlaufenden Drucksachen. Am erfolgreichsten hat sich die Verteilung durch Leute der Aktionsgruppe bewährt, die persönlich im Namen des Pfarrers vorsprechen und dazu auch ein Wort der Erklärung abgeben können.

Gustav Kalt

der prachtvolle Zusammenhang der architektonischen Einheit gewahrt wird. Alle Gefühle und Stimmen bringt er zum Erklingen: schmeichelnde und kriegerische, traurige und frohe, und sie

bringen Abscheu und Bewunderung, Zorn, Schrecken, Furcht, Liebe, Flehen, Anbetung, befreiendes Lachen und die Freuden höchsten Glückes zum Ausdruck.

Auf einzigartige Weise besingt er die verwickeltsten und höchsten Dinge des Lebens, die Geheimnisse Gottes und die hohen Gedanken der Menschen. In ihrer wunderbaren Größe zeigt sich diese Flut mit ihrer gewaltigen Beredsamkeit erst so recht, wenn man bedenkt, daß die italienische Sprache damals noch klein und ungebildet war und noch kaum ihre ersten Schritte versuchte. Diese Laute, die er «Gerstenbrot... und neue Sonne»²² nennt, waren für den Geist dessen, der von sich sagt, er sei von Natur aus «wandelbar auf jede Weise»²³, das willige Werkzeug, um bald mit edler Würde, bald in rauhem Volkston, bald gewaltig aufbrausend, bald liebkosend mit vielfachen Farben und Klängen vorzutragen, was in seiner Seele brannte oder seinen Geist zur Beschauung hinriß, die Stürme des Zornes und der Liebe, Tadel und Lob, das Geschrei der zu ewigen Strafen Verdamnten, die Gebete, Visionen, Träume, Vorahnungen, Ratschläge der Seligen, das scharfe Denken der Philosophen, die Höhen der Theologie.

Verhältnis von Theologie und Poesie

Da wir eben die Theologie erwähnten, stellt sich eine Frage. Gewisse Kritiker haben behauptet, der Göttlichen Komödie gehe die dichterische Natur immer ab, sobald sie theologische Themen behandle. Andere verfechten genau das Gegenteil: gerade an diesen Stellen erstrahle sie in einem ganz eigenen hellen Lichte. Wir pflichten dieser letzteren Ansicht bei und stützen uns dafür auf allgemeine wie auf besondere Gründe.

Wer kann bestreiten, daß das religiöse Empfinden, die religiösen Wahrheiten, das Gebet, das vom Endlichen zum Unendlichen aufsteigt, schon immer ein Quell gewesen sind, dem reinste Poesie entsprang? Ist diese Form nicht vorzüglicher und reiner als alle andern? So oft sich die Poesie in der ihr eigenen hohen Sprache — sie will lieber singen als reden, malen als diskutieren, und beim Erörtern plastisch gestalten — die mystischen Erfahrungen, die Anregungen der Gnade, die Ekstase schildert, so oft sie sich zur ewigen Schönheit, zum Guten und Wahren erhebt, das dem menschlichen Verstand übersteigt, das keine Sprache auszudrücken vermag, wenn sie zum «Ewigen Lichte, das, nur gesehn, die Liebe schon entzündet»²⁴ emporsteigt, wird sie zur reichsten Ga-

be der göttlichen Güte, zum Abglanz seiner Herrlichkeit, und es scheint

«daß aneinander rücke
der Tag zum Tag, als ob den Himmel
Jener,
ders kann, mit einer zweiten Sonne
schmücke»²⁵.

Gebet und Poesie

Tatsächlich sind die tiefreligiösen Menschen, die sich dem kontemplativen Leben widmen, vor allem auch Sucher hoher Poesie, wie sie sich nach allgemeiner Auffassung in den Psalmen Davids und den Weissagungen der Propheten als glänzende Beispiele zeigen.

Denn zwischen den Mystikern und den wahren Dichtern und ganz allgemein den Pflegern der freien Künste, als deren Mutter und Schöpferin man die Poesie betrachten kann, besteht eine geheime Verwandtschaft. Denn die Gabe der Poesie entspricht auf dem natürlichen Gebiet dem Geschenk der Prophezei und Mystik auf dem Felde der Übernatur; bei ihrer Entfaltung zeigt sich ein ähnlicher psychologischer Prozeß. Und beide verlangen nach einer verborgenen Wohnung der Seele, einem Hochflug des Geistes, einem Mittelpunkt des Herzens, wo die Mystiker die Gegenwart Gottes fühlen, die Dichter, die zwar nicht völlig verstandene, aber doch geahnte und intuitiv erfaßte Gegenwart einer Gabe empfinden, die der «Urheber der Schönheit» gebildet²⁶.

Pflege der religiösen Dichtung

Wir ergreifen diese Gelegenheit, um zur Pflege der religiösen Poesie aufzumuntern. Sie wird sich in zwei Formen äußern: in der Schaffung von Chorliedern, die mit Musik zu verbinden sind, um den Geist des Volkes zu fesseln, die wahren Stimmen der Natur zu deuten, die großen Festtage und die außerordentlichen Ereignisse freudiger oder trauriger Natur feierlich zu begehen, und in der Dichtung, die das Gespräch der Seele mit Gott, der ihr den Quell des Lebens öffnet und ihre Natur übersteigt, vor die Öffentlichkeit trägt.

Wer an Christus glaubt, dem wohnt durch die Gnade des Glaubens Gottes Wort als Lehrer des Lebens und als Erzieher im Herzen, und er darf die Kunst ausgezeichneter Worte im Verein mit dem Klang der Musik — sie mag noch so schlicht und einfach sein — mit besonderem Recht als sein Eigentum betrachten. Möge er sie daher pflegen wie einen Acker, den es zu bebauen gilt, und sich dabei Dantes Beispiel, das auch aus den erwähnten Gründen schwerlich zu übertreffen sein wird, vor Augen halten.

Wenn wir auf die Verbindung der Lehrelemente und der Grundsätze der Poesie in seinem Werke achten, so tut sich deutlich kund, daß zwischen ihnen ein wertvolles, starkes gegenseitiges Bündnis besteht. Die beiden Elemente sind keineswegs ungeordnet einander beigesellt worden, obwohl eines dem andern untergeordnet ist; sie bilden vielmehr eine lebendige, glücklich zusammengefügte Einheit, wie etwa im Leibe des Menschen die Gebeine und die Hülle des Fleisches verbunden sind. Wenn daher das eine fällt, bleibt auch das andere nicht gegen den Zerfall gefeit; denn die Schönheit verlangt die Einheit der zusammengeführten Elemente.

Die Schönheit im Dienst von Wahrheit und Güte

Theologie und Philosophie haben zur Schönheit eine weitere Beziehung. Wenn die Schönheit den Lehren, sei es in der Anmut des Gesanges, sei es in den Gestalten plastischer Kunst ihren Schmuck verleiht, so bringt sie es zustande, daß jene Wissenschaften vielen Menschen nützlichste Mahnungen mitgeben können. Denn hochfliegende Spekulationen und feine Untersuchungen bleiben für einfache Menschen, die ja die große Mehrheit bilden, unzugänglich, und doch suchen auch sie das Brot der Wahrheit. Es ist ihnen jedoch verliehen, die Wirkung der Schönheit und Anmut ebenfalls wahrzunehmen, zu verkosten und zu schätzen, und auf diesem Wege kann die Wahrheit ihnen leichter einleuchten und sie nähren. Diesen Zweck hat der Schöpfer des hohen Liedes verwirklicht; er wußte die Schönheit in den Dienst des Wahren und Guten zu stellen und das Gute als Grundlage des Schönen auszuwerten.

Ehrt den überragenden Dichter!

Doch es wird Zeit, daß wir unser schwaches Lob auf Dante mit der Mahnung abbrechen: «Ehrt den überragenden Dichter!»

Mögen ihm alle ihre Verehrung erweisen, da er als Zierde des katholischen Glaubens, als Sänger aller Menschen und Erzieher ihrer Geschlechter allen gehört. Besondern Eifer jedoch und ausdauerndes Bemühen sollen dabei jene zeigen, die ihm durch Religion, Vaterlandsliebe, Lebensschicksale und verwandtes Streben näher stehen.

²² Conv. 1, 13.

²³ Par. 5, 99.

²⁴ Par. 5, 8 s. Übers. Zozmann.

²⁵ Par. 1, 61 ss. Übers. Zozmann.

²⁶ Sap. 13,3; vgl. H. Brémond, *Prière et Poésie* (Paris 1926).

Wer sich sodann durch größere Geisteskraft auszeichnet, möge nicht nur das herrliche Werk der Divina Commedia Tag und Nacht in den Händen haben, sondern auch tiefer erforschen, was daran noch unerforscht und dunkel geblieben ist.

Ein jeder möge das ganze lesen, und dies nicht überstürzt und oberflächlich, sondern mit scharfsinnigem Erwägen und reiflicher Überlegung. Dies mag aus verschiedenen Gründen für viele unmöglich sein; doch sollte sich nur selten einer finden, dem der Gesamtplan, die hohen Ideale, die Dante vorschwebten, und die vorzüglichsten Teile und Verse des Werkes unbekannt sind.

Wir möchten die Menschen unserer Zeit mahnen, ihr Wissen in der Begegnung mit einem so hohen Geist zu vervollkommen und zu erleuchten. Denn die gegenwärtige 700-Jahr-Feier bringt ihn wie ein strahlendes Gestirn vor unsere Augen, damit wir zu ihm aufschauen und von ihm Rat erbitten für unsern oft vom dunklen Wald gehemmten Weg zum «seligen Berg, der letzter Grund für alle Freude ist»²⁷.

Unsererseits haben wir, wie gesagt, um ihm bei den ausgezeichneten Feiern dieses Jahres Anerkennung und Ehre zu erweisen und mit einem Unternehmen, das seinen Ruhm fördern wird, das Andenken an diese festlichen Ehrungen weiterzutragen, Motu proprio einen Lehrstuhl für die Förderung der Dantestudien an der Mailänder Universität vom Heiligsten Herzen errichtet. Die getreuliche Ausführung aller Bestimmungen des Motu proprio vertrauen wir

²⁷ Inf. 1,77 s.

dem Ehrwürdigen Bruder Carlo Colombo, Titularerzbischof von Vittoriana und Präsident des Instituts «Giuseppe Toniolo» in Mailand, und durch ihn dem geliebten Sohne Ezio Franceschini, dem Rektor Magnificus der Herz-Jesu-Universität in Mailand an.

Was wir in diesem Apostolischen Briefe Motu proprio verordnet haben, soll ungeachtet aller gegenteiligen Bestim-

mungen für die Zukunft unerschütterlich feste Geltung behalten.

Rom, am 7. Dezember, dem Feste des hl. Bischofs Ambrosius, im Jahre 1965, dem dritten unseres Pontifikats.

Paul VI.

(Aus dem Lateinischen übersetzt von P. H. P. Ganzer oder teilweiser Nachdruck nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.)

«Sind die Erwartungen erfüllt?»

ZU EINEM VORTRAG OSCAR CULLMANNS ÜBER DIE
ERGEBNISSE DES KONZILS

Am 2. Dezember 1965, also kurz vor dem Schluß des Konzils, sprach der bekannte Neutestamentler Prof. Oscar Cullmann im überfüllten Saal des Deutschen Pressezentrams an der Via della Conciliazione zu Rom vor Bischöfen, Ordens- und Presseleuten über die Frage, was von seinen Erwartungen als lutheranischer Protestant durch das Konzil erfüllt, gar übertroffen oder auch nicht erfüllt wurde.

Vieles wurde da gesagt, was uns Katholiken zu merken sehr heilsam sein wird. Unter vielen anderen scheinen mir jedoch zwei Punkte ein besonderes und ausführlicheres Eingehen auf etwelche Bedenken Cullmanns zu erheischen.

Einige Vorbemerkungen

Man kann schon, wie es Cullmann tut, bei aller positiven Bewertung der sog. Judenerklärung bedauern, daß diese nicht mit dem Kirchenschema verbunden wurde, sondern mit den Erklärun-

gen über die übrigen nichtchristlichen Religionen, weil Israel ganz anders mit der christlichen Heilsgeschichte verbunden ist, als die andern Religionen.

Cullmann begrüßt die biblisch-heilsgeschichtliche Ausrichtung der meisten Schemen. «Allerdings muß hier gesagt werden, daß» — wenigstens nach protestantischem Empfinden — «das Schema über Kirche und Welt doch nicht genügend auf der spezifisch christlichen Offenbarung gründet.» Cullmann weist in diesem Zusammenhang auch auf die Gefahr einer falschen Gegenwart der Kirche in der Welt hin. Wie ich glaube, wird diese Gefahr doch auch von den verantwortlichen Stellen der katholischen Kirche gesehen. Aber es ist nicht zu leugnen, daß in breiten Kreisen ein gewisser Sog zu solchem in Praxis und Mentalität besteht. Dieser Sog ist aber älter als das zweite Vatikanische Konzil.

Schon am Anfang unterscheidet Cullmann, und dies mit Recht, ein falsches

Neuorientierungen in religionsunterrichtlichen Fragen

Wer sich heute in die religionspädagogische Literatur vertieft, muß recht bald verwirrt werden; denn die verschiedensten Ansichten und Meinungen werden verbreitet und verfochten. Meistens geschieht das auch noch recht temperamentvoll und fast immer mit einem leicht anklingenden Unterton, daß alles Frühere von Fehlentwicklungen angekränkelt gewesen sei, daß man aber heute nun den allein rechten Weg gefunden habe. Ältere Katecheten finden sich daher nicht mehr zurecht, jüngere aber gehen allzu leicht Gefahr, Modemeinungen und Schlagwörtern zum Opfer zu fallen. Es ist nicht immer leicht, das Gold vom Sande zu trennen. Aber daß echtes Gold gefunden werden kann, ist ganz sicher. Wer heute ein selbständiges Urteil in katechetischen Fragen gewinnen will, muß sich sowohl in der dogmatischen wie biblischen Theologie, aber auch in der einschlägigen Geschichte und zudem noch in Psychologie und Philosophie und Methodik auskennen. Und das ist

von einem Mann, der im täglichen Kampfe und im Berufe steht, viel verlangt. Vielleicht können gelegentliche Hinweise gute Dienste leisten. Darum soll hier auf einige Bücher hingewiesen werden, über die man nicht hinweggehen darf.

I.

Eine beachtenswerte Neuerscheinung zum gesamten Gebiet des Religionsunterrichtes ist das neue Buch von Hubertus Halbfas, «Der Religionsunterricht. Didaktische und psychologische Konturen»¹. Der Verfasser wurde bereits bekannt durch seine Werke «Jugend und Kirche» und «Handbuch der Jugendseelsorge und Jugendführung»; über das erstgenannte wurde in der SKZ bereits gesprochen (1965, Nr. 49, Seite 632). Wenn auch das neue Buch über die meisten heute in Diskussion stehenden Fragen spricht, so will es doch nicht eine systematische Katechetik sein; es will vielmehr die drängenden Probleme des Bibelunterrichtes, des Katechismusunterrichtes und des Liturgieunterrichtes grundsätzlich auf ihr Wesen und ihre neuen Aufgaben hin un-

tersuchen und sie theologisch, psychologisch und zeitgemäß ausrichten. Der Verfasser schickt darum eine kurze Darlegung über das Wesen der kindlichen Religiosität und deren Entwicklungsphasen voraus, in denen er zeigt, daß die kindliche Religiosität nicht bloß ein Rudiment echter Religiosität ist, sondern daß auch das Kind schon ganz echte Religion hat; das kindliche Beten zum Beispiel ist nicht bloß ein leeres Nachplappern, sondern schon echtes Beten; es ist nicht primitiv, sondern einfach. Das sind recht beherzigenswerte Gedanken. Im eigentlichen Hauptabschnitt des Buches spricht der Verfasser über «Kind und christlichen Glauben». Dieser Abschnitt wird nun in ziemlich weitausholende Ausführungen über den Bibelunterricht, den Katechismusunterricht und den Liturgieunterricht unterteilt. Seit vielen Jahrzehnten, ja fast Jahrhunderten galt bei uns ja nur der

¹ Halbfas, Hubertus: *Der Religionsunterricht. Didaktische und psychologische Konturen*. Düsseldorf, Patmos-Verlag, 1965, 264 Seiten

und ein richtiges, christliches «Aggiornamento». Im großen und ganzen ist er über die Art, wie es geschah, zufrieden. «Denn in Wirklichkeit ist das Aggiornamento in pastoralem und ökumenischem Sinne eine Erneuerung von der Bibel her gewesen».

«Im Schema über die *Offenbarung* finden sich wahre Perlen in den Aussagen über die Schrift», gesteht Cullmann. «Als Exeget» ist er «mit den Auslegungsprinzipien des fünften Kapitels (des Offenbarungsschemas) über das Neue Testament im allgemeinen restlos einverstanden. Auf dem Gebiet der Auslegung ist die Einigung grundsätzlich so gut wie erzielt.» Das Ökumenismus-Schema übertreffe die kühnsten Erwartungen der Protestanten, fährt der gleiche Referent weiter. In etwas enttäuscht ist Cullmann bei aller Verehrung, die er für die Mutter Jesu hat, was die mariologischen Äußerungen des Konzils betrifft:

«Überhaupt ist wohl die Mariologie im ganzen durch dieses Konzil trotz der entgegengesetzten Bestrebungen und trotz der sehr erfreulichen Warnung vor Auswüchsen in Wirklichkeit doch eher verstärkt worden. Daß nach vielen Diskussionen über den Platz, den man dem Marienbild zuweisen solle, dieser jetzt als Abschlußkapitel des Kirchenschemas figuriert, war zwar als Abschwächung der Mariologie gemeint, erweist sich aber tatsächlich als eine Verstärkung, da alles über die Kirche Ausgesagte in diesem Kapitel sozusagen kulminiert... Wir müssen freilich bemerken, daß wir nur eine schwächere Betonung, nicht etwa eine Revision der grundlegenden Haltung der Jungfrau Maria gegenüber erwartet hatten.»

«Wenn das Aggiornamento als alleiniges Ziel hingestellt wird, dann wird

es bei theologisch unreifen Leuten nur allzuleicht zu einem Schwärmertum kommen, zu theologischen Modetendenzen, die nur Anpassung erstreben. Wenn eine falsche Erneuerung um sich griffe, würde sie der wahren außerordentlich schaden, weil sie zu einem Rückschlag von seiten der Gegner aller Reform... führen müßte. Darum sollte jeder Anstoß zu solchen rückläufigen Bewegungen vermieden werden. Es wäre deshalb bedauerlich, wenn die Reaktion gegen die falsche Erneuerung nur den Gegnern *aller* Erneuerung überlassen bliebe.» Wir denken, daß das vor allem von der Sache selbst her geschehen soll: Wenn die Erneuerung durch ein neues Horchen auf das Evangelium kommen soll, so muß sie um ihrer innern Echtheit willen zugleich gegen eine falsche Erneuerung reagieren, die von der Welt her kommt, statt von Gott her in die Welt hinein.

Mit Recht warnt Cullmann auch vor einem Modeökumenismus und einem damit verbundenen ökumenischen Triumphalismus. Auch die Warnung vor ökumenischem Sentimentalismus ist zu beherzigen. Denn «weil wir uns im Zusammenhang mit diesem Konzil so außerordentlich nahegekommen sind, riskieren wir hüben und drüben aus Freundschaft die verbleibenden Divergenzen zu verharmlosen». — «Es wäre auch gefährlich, zu meinen, die Einheit mit uns (den Protestanten) wäre dann schon verwirklicht, wenn die eine Partei der katholischen Kirche sich endgültig durchsetzte». Vor dieser Illusion möchte Cullmann «gerade im Interesse des künftigen Dialogs» warnen.

Gegen den Schluß hin insistiert Cullmann auf die gegenseitige Kollekte und auf die Notwendigkeit des gemeinsamen Gebetes. «Aufs Ganze gesehen» sieht er «unter Wahrung aller damit gegebenen Proportionen» das Konzil «als ein Element der Heilsgeschichte an.»

Substanz, Kern und Formulierung

Cullmann begrüßt das durch Johannes XXIII. angestrebte Anliegen des Konzils, zwischen Substanz und Formulierung des Glaubens zu unterscheiden, wobei unter Wahrung der Substanz die Formulierung so neu zu fassen ist, daß sie vom heutigen Menschen verstanden werden kann. Um das etwas «anrühlich gewordene» Wort «Substanz» zu vermeiden, ersetzt es Cullmann durch «Kern». Anschließend sagt er:

«Das Konzil scheint mir aber daran zu krankem, daß diese Frage nach der Grenze zwischen unwandelbarem Kern und wandlungsbedürftiger Form als schon gelöst betrachtet wurde... Es nützt nichts zu sagen: Kern und Formulierung müssen unterschieden werden, wenn nicht gezeigt wird, was Kern und was Formulierung ist.» So bleibe es bedauerlich, «daß nicht prinzipiell ein theologisches Leitmotiv über das Konzil gestellt wurde. So erwarteten wir protestantischerseits, daß doch etwas mehr als nur die Formulierung revidiert würde, nämlich daß sie von einer gewissen *Umschichtung der Werte innerhalb des unwandelbaren Kerns ausginge*... Es kann sein, daß wichtige Elemente, die wesenhaft zum Kern gehören, mit der Zeit zu Unrecht an die Peripherie und periphere Elemente ins Zentrum gerückt werden. Eine Erneuerung kann eine Umschichtung zum Ziele haben, die das ursprüngliche Verhältnis wiederherstellt, ohne daß Elemente des Kerns aufgegeben werden.

Katechismusunterricht als eigentlicher Religionsunterricht; der Bibelunterricht hatte nur die Bedeutung eines Hilfsmittels. Die damalige theologische und religiöse Lage war an dieser Einstellung schuld. Nun ist mit einem Male der Bibelunterricht in die Mitte gerückt, ja, er droht heute nun sogar das ehemalige Verhältnis umzukehren. Halbfas verlangt mit Recht, daß einmal die Forschungsergebnisse der neuen Bibelwissenschaften im Unterricht berücksichtigt werden, wie es ja seit der Enzyklika «Divino afflante» von Pius XII. gegeben ist. Er zeigt an zwei Beispielen, nämlich am Pentateuch und an den synoptischen Evangelien die entsprechenden Folgerungen für den Unterricht. Er verlangt weiterhin die Beachtung der hermeneutischen Prinzipien, wie sie wiederum aus der oben genannten Enzyklika hervorgehen. Und ebenso will er auch die sprachliche Form der biblischen Texte als Grundlage der didaktischen Möglichkeiten beachtet wissen. Diese Forderungen bieten den älteren Katecheten die größten Schwierigkeiten, über die sie nur hinwegkommen können, wenn sie entsprechende Handbücher und Kom-

mentare zur Verfügung haben. Aber auch die jüngern Herren, die im theologischen Studium auf die entsprechenden Probleme hingewiesen wurden, können ohne Hilfsliteratur für den Unterricht nicht auskommen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, über die Köpfe der Kinder hinwegzureden und sich in Gebieten zu verlaufen, die nicht mehr in die Schulstube hineingehören. Nach diesen theologischen Erörterungen wird gezeigt, wie die biblisch-exegetischen Forderungen auch das kindliche Verständnis berücksichtigen müssen; gerade die biblischen Sprachformen bieten gelegentlich erhebliche Schwierigkeiten. So kommt Halbfas zuletzt auf die Gestaltung der Schulbibeln zu sprechen. Alle bisherigen sind ihm zu wenig wortgetreu; denn aus seinen Grundeinsichten und Anschauungen über den Bibelunterricht ergibt sich, daß Bibelunterricht nur Lektüre und Interpretation biblischer Texte sein kann, allerdings je nach der Altersstufe und der psychischen Entwicklung in verschiedener Gestaltung.

Der Katechismusunterricht ist nach der Meinung des Verfassers ebenfalls Interpretation biblischer Texte. Darum müssen

auch die Katechismen noch biblischer ausgerichtet sein, als es heute der Fall ist. Weil die katechetische Unterweisung von der Geschichte zur Lehre und zum Begriff zu führen hat, nicht umgekehrt, darum müssen die Katechismuslehren beständig an der Bibel überprüft und konkretisiert werden (Seite 152 f.). «Die im Katechismus systematisch und in begrifflicher Form dargestellte ‚Glaubenslehre‘ kann nicht aus sich selbst heraus erschlossen, d. h. zum Verständnis geführt werden, sondern erst im Dialog mit der Heiligen Schrift» (S. 153). Die Bibel ist nicht eine Quelle von Veranschaulichungsmaterial, noch ein Reservoir für Belegstellen für dogmatische Sätze, noch heilsgeschichtliche Hintergrundfolie, sondern Bibel und Katechismus stehen in einem solchen Verhältnis, daß der Katechismus von der Bibel her erschlossen wird, daß aber auch die Bibel vom Katechismus her voll verstanden wird (S. 153 f.). — Auch der Katechismusunterricht hat auf die psychologische Lage der Kinder Rücksicht zu nehmen. Nach unserer Ansicht und Erfahrung greift er heute noch viel zu hoch und geht sehr

Dies ist nun weitgehend tatsächlich auch geschehen. Nicht in dem ausgesprochenen Leitmotiv, wohl aber in der Wirklichkeit hat sich hier unsere Erwartung zum Teil erfüllt.»

Wir fragen uns aber hier doch, ob das, was Cullmann unter «Kern» versteht, genau dem entspricht, was wir in der Sprache der Scholastik in diesem Zusammenhang unter «Substanz» verstehen. Dabei ist zu beachten, daß nicht nur «Kern» eine bildliche Formulierung des Gemeinten darstellt, sondern auch «Substanz». «Kern» erinnert an eine Frucht mit ihrer Strukturierung, an den Zellkern im Gewebeaufbau der Lebewesen, an den Atomkern, der von einer bestimmten Anzahl von Elektronen umschwirrt ist. «Kern» ruft nach der Unterscheidung von Kern und Schale u. ä. «Substanz» hingegen ist ein Begriff, der der aristotelischen Ontologie entnommen ist. Der Komplementärbegriff von Substanz ist Akzidens. Das Verhältnis zwischen einem Fruchtkern und einem andern, weniger wichtigen Fruchtteil ist aber nicht dasselbe, wie zwischen der Substanz einer Frucht, im aristotelischen Sinn, und ihren Akzidentien.

In dieser Hinsicht gehören *alle* Teile einer Frucht, nicht nur der Kern, zur Substanz. Aber Farbe, Gewicht, Molekularzusammensetzung der einzelnen Teile u. ä. auch des Fruchtkerns gehören hingegen zu den Akzidentien der Frucht. Deshalb können zunächst einmal bildvergleichsmäßig die Unterscheidungen Substanz/Formulierung und Kern/Formulierung nicht äquivalent gesetzt werden; vor allem dann nicht, wenn in der ersten dieser beiden Un-

terscheidungen die Formulierungen mit den Akzidentien einer Substanz verglichen werden, was für uns in der von Cullmann angeführten päpstlichen Verlautbarung zwischen den Zeilen zu lesen ist. Die Bevorzugung des einen oder des andern dieser Unterscheidungen bzw. Vergleiche, scheinen auf einen ersten Blick hin einfach der mehr «existentiellen» oder mehr «ontologisch-essentiellen» Denkgewohnheit hüten und drüben zugeschrieben werden zu können. Dies lag wahrscheinlich auch in der Absicht Cullmanns, der wohl eben nur eine verschiedene Formulierung desselben «Kerns» bzw. derselben «Substanz» wollte. Die Divergenz scheint mir aber im vorliegenden Falle doch tiefer zu liegen und in einer verschiedenen Grundoption zwischen dem Luthertum einerseits und dem Glaubensverständnis der katholischen Kirche, der orthodoxen Kirche und in etwa auch der zwinglich-kalvinischen Reformation andererseits zu wurzeln.

Die lutherische Theologie redet von einem Formal- und einem Materialprinzip (*sola fide, sola scriptura*) des christlichen Glaubens. Dies könnte man dann, um in der Sprache Cullmanns zu reden, als den «Kern» des lutherischen Glaubens bezeichnen, um den sich die davon unterschiedenen Formulierungen der altchristlichen Konzilien und des Konkordienbuches winden, wobei in der heutigen Welt auch Neuformulierungen anstrebbar und anzustreben sind, insofern sie diese beiden Grundprinzipien nicht verletzen.

Es könnten Interpretationen dieser beiden Prinzipien gefunden werden, die für einen Katholiken annehmbar wären.

In einem gewissen Sinne könnten sie dann auch als, allerdings nicht gerade die geeignetste *Formulierung* des Glaubenskerns, niemals aber der ganzen Glaubenssubstanz in Betracht gezogen werden, noch weniger als der Kern oder gar die Substanz selber. Nach unserer Auffassung verlangt hier der Lutheraner Cullmann von uns einfach etwas in sich widersprüchliches: Ob man nun «Kern» sage oder «Substanz», wozu der Kern gehört — keine noch so gute und anscheinend eindeutige menschliche Aussage kann den Kern bzw. die Substanz so adäquat bezeichnen, die Substanz so sehr ausschöpfen, daß diese Aussage in menschlichen Wörtern, Worten und Begriffen sich als *der* Kern oder *die* Substanz von sonstigen Formulierungen grundlegend abheben könnte. Gerade dadurch unterscheidet sich die «Substanz» des Glaubens, daß sie *jeder* Formulierung vorausgegeben ist, nämlich der dreifaltige Gott selber, der aus dem unergründlichen Ratschluß seines Heilswillens heraus selbst in die Menschengeschichte eingegangen ist, so daß der Glaube an Ihn auch den Glauben an die Inkarnation in sich schließt und der Glaube an die Inkarnation wiederum das ganze auf dieses Ereignis hinzielende Handeln Gottes sowie dessen sämtliche Folgen involviert.

Anders gesagt: Der Glaube unterscheidet sich gerade dadurch vom Schauen, daß wir auf unserer gegenwärtigen Erdenwanderschaft *das* (einzige adäquate, substantielle) Wort Gottes, trotz dessen Menschwerdung nur immer stückweise, gebrochen in Worten und Wörtern erfassen, geschweige denn selber aussprechen können. Wer von uns verlangt, durch eine Aussage genau zu sagen, was die Substanz unseres Glaubens ist im Gegensatz zu den (zwar in der Substanz gründenden, aber eben doch akzidentellen) Formulierungen ausmache, verlangt im Grund, wir sollten wie Gott-Vater dessen eigent-

oft über die seelischen Möglichkeiten der Kinder hinaus, weil unser Unterricht zu sehr von der theologischen Wissenschaft her geformt wird und für das langsame Reifen und Wachsen auch des religiösen Lebens zu wenig Verständnis aufbringt.

Der Liturgieunterricht endlich wird nun von Halbfas nicht so sehr als Unterricht aufgefaßt, sondern vielmehr als lebendige Einführung in das liturgische Leben. Er ist also nicht ein Unterricht über liturgische Gegenstände, sondern echtes religiöses Leben. Diese Auffassung darf mit Recht vertreten werden. Er ist eine Einübung in das liturgische Leben. Die Liturgie aber ist eine unverständliche Welt für jene, die nicht in die Gedanken und Bilderwelt der Bibel eingeführt worden sind (S. 186). Damit ist das Verhältnis der Liturgie zur Bibel auch schon angedeutet. Der heutige Mensch muß wieder zum Kult erzogen werden, für den er sehr wenig Verständnis hat. Das muß nun der Liturgieunterricht zu tun versuchen. Darum muß er vor allem zur Stille, zur Meditation und zur liturgischen Haltung erziehen. Eine besonders wichtige Stelle nimmt dabei das Mahl ein. «Wir

legen zu großen Wert auf die Erklärung des äußeren Verlaufes der Messe und ihrer einzelnen Teile. Entscheidend ist, daß der Mensch einen Zugang zum Wesen des Eucharistiegeschehens findet, damit er in jene Gesinnung hineinwachsen kann, in welcher Jesus dieses Mahlopfers gestiftet und selbst vollzogen hat» (S. 199). Auch von einem *Beichtunterricht* will Halbfas nichts wissen, er verlangt vielmehr eine Erziehung zu Buße und Bußsakrament (S. 205).

In einem dritten Hauptteil des Buches spricht der Verfasser endlich von «Religionsunterricht und Methode». Er versucht vor allem gewisse verschwommene Ideen von Verkündigung zu klären. Ob nämlich «wirkliche Verkündigung im Unterricht sich vollzieht, liegt nicht nur am Willen und in der planenden Vollmacht und Tüchtigkeit des Lehrers, sondern zugleich an der kerygmatischen Qualität des mitzuteilenden Inhaltes und an der Disposition und Entscheidung des Schülers» (S. 221). Diese nüchterne und sachliche Feststellung ist wertvoll. «Im Religionsunterricht kann sich theozentrische Überführung in das Mysterium ereignen,

aber von Verkündigung, die solches Geschehen *planvoll* widerfahren läßt, kann nicht die Rede sein» (S. 223). Es ergibt sich daher die Frage, wie sich nun die verlangte Schriftauslegung und die Formalstufenlehre, und vor allem auch, wie sich die hermeneutischen Stufen und die Münchener Methode gegenseitig verhalten. Halbfas hat gewisse Bedenken anzumelden. Er schlägt vor, einmal von der hermeneutischen Methode und ein andermal von der Münchener Methode zu sprechen (S. 235). Mit Recht bekämpft er daher auch die oft geübte Art der Anwendung, die viel zu wenig aus dem biblischen Verständnis herauswächst.

Das Buch packt, wie diese Darlegungen zeigen, die heutigen Fragen energisch, oft auch ein wenig eigenwillig an. Vieles ist recht beachtenswert und darf und soll gründlich überlegt werden; vieles haben frühere Katechetiker auch schon gesagt. Wer aber heute in katechetischen Fragen mitsprechen will, muß das Buch jedenfalls kennen.

(Schluß folgt)

Franz Bürkli

liches Wort hervorbringen, d. h. in ewiger Zeugung Gott-Sohn gebären. D. h. gerade weil wir zwischen «Substanz» und Formulierung unterscheiden, nicht zwischen «Kern» und Formulierung, wobei dann «Kern» etwa ein formuliertes Minimum darstellen könnte, das absolut gesetzt würde und welches auf welches bezogen andere Formeln ihren relativen («relate ad») Wert haben könnten. Deshalb müssen wir uns versagen, ein Leitmotiv im Sinne eines lutherischen Formal- und Materialprinzips absolut zu setzen. Das bringt aber

mit sich, daß wir nicht in einer Reihe von in menschlichen Worten ausgesprochenen Sätzen, mögen dieselben auch die gesamte Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments oder sogar dazu noch sämtliche bisherigen Äußerungen des kirchlichen Lehramtes enthalten, geschweige denn in einer einfachen Grundformulierung, ein absolut hic et nunc sicheres Kriterium für die Übereinstimmung einer neuen Formulierung mit der Substanz des Glaubens erblicken können.

(Schluß folgt)
Karl Hofstetter

Das Gebet der Einheit

DER NEUE FRANZÖSISCHE TEXT DES VATERUNTERS

(Schluß)

II.

Worin bestehen die Veränderungen?

Vielleicht mag der eine oder andere Beter bei der ungewohnten Neufassung heimlich bedauern, daß wiederum ein Stück Vergangenheit dahinschwindet. Nun, die bisherige Textgestalt stammt aus verhältnismäßig junger Zeit, da sie erst durch den kaiserlichen Katechismus, auf den Napoleon I. 1806 die ganze Kirche Frankreichs verpflichtete, Eingang fand. Der Hinweis auf das hohe Alter der hergebrachten Formel wird also kein Argument gegen die neue Version liefern.

Welches sind im einzelnen die vorgenommenen Änderungen?

1. Die Duzform

Die für uns auffälligste und das ganze Herrengebet durchziehende Modifizierung betrifft die Gottesanrede. Den von uns getrennten Christen im französischen Sprachraum ist sie längst vertraut und bietet überhaupt keine Schwierigkeiten, während hingegen ein gewisser Rest von Jansenismus bei einem Teil Katholiken noch einiges Widerstreben verursacht. Doch unter dem Einfluß moderner Bibelübersetzungen, vor allem der Psalmen, bahnte sich auch auf unserer Seite ein Umdenken und -empfinden an. Im übrigen «hat man aufgezeigt», schreibt P. Thomas Nève, «daß im Französischen die Du-Form beim Beten ein Kennzeichen höchster Ehrfurcht darstellt».

2. Änderung an vier Stellen

a) Que ton règne *vienne* . . .

Welche Gesichtspunkte bewogen die Übersetzer, anstelle des am *Adveniat regnum tuum* der *Vulgata* inspirierten Wortlautes die Version der Reformier-

ten Kirche zu setzen? Wenn es auch «nur» um eine Nuance geht — «*vienne*» statt «*arrive*» —, die Änderung ist bedeutsam. Als erstes: *venir* entspricht dem griechischen *elthato* (Mt 6,10; Lk 11,2) am besten. Mt (z. B. 7,28) und Lk (1,5 u. a.) gebrauchen für *arriver* das Verb *ginomai* (*fieri*), welches meistens von irgendeinem Ereignis ausgesagt wird. Auch das farblose *arriver* gilt einem unpersönlichen, zufälligen Geschehen, *venir* jedoch bezieht sich vorerst auf eine Person und impliziert eine Bewegung. Es gehört zum eschatologischen Vokabular: der Messias, so nennt ihn der Täufer, ist derjenige, «der nach mir *kommt*» (Mt 3,11; vgl. auch 11,3; Lk 3,16; Jo 1,27. 29.30). Wenn das NT von Gottes Königtum spricht, verwendet es fast immer «*nahen*», was aber nicht ausschließt, daß (Mk 9,1; 11,10; Lk 22,18) das Verb *erchomai* in eschatologischer Bedeutung auftritt: die Aufrichtung der *Basileia* am Ende der Zeiten.

Aber unter diesem Reich und dieser Herrschaft versteht das NT nicht eine Institution, ein staatliches Gebilde, sondern Gott, «der ist, der war und der *kommt*» (Apk 1,4.8), Christus, dessen endgültiges Kommen noch aussteht, den wir aber herbeifließen und -sehnen mit dieser Bitte: Gott ergreife die Initiative und erweise dich vollends als König! So trifft sich das Vaterunser mit dem Rufen der frühen Christen (in den liturgischen Ausdrücken): «*Maran atha*» (1 Kor 16,22). «Ja, ich komme bald. Amen. Komm, Herr Jesus!» (Apk 22,20; cf. auch Mt 21,9 und das *Sanctus* der Messe). Wenn die Exegeten diese erste Bitte (wie übrigens das ganze Herrengebet) in ausdrücklich eschatologischem Sinn deuten, ergibt sich daraus für den Christen: er ist ein

Mensch, stehend zwischen dem Schon der gekommenen Königsherrschaft und dem Noch-nicht der vollendeten *Basileia*.

b) *Donne-nous aujourd'hui notre pain de ce jour.*

Die katholischen Versionen der Brotbitte lauteten bislang: . . . *notre pain quotidien* (Belgien, Schweiz, Frankreich bis 1952), . . . *notre pain de chaque jour* (Frankreich seit 1952). Hält man die beiden griechischen Texte des Vaterunser vor Augen, wird man gewahr, daß die bisherigen Übersetzungen (auch der andern Konfessionen) lukanische Färbung aufweisen:

Mt: *ton arton hämon ton epiousion dos hämin sämeron*; Lk: *ton arton hämon ton epiousion didou hämin to kat' hämeran*. Lukas trägt den täglichen Bedürfnissen Rechnung und wünscht, daß die Bitte um die Gabe Gottes unermüdlich wiederholt wird: «Tag für Tag!» (siehe Imp. präs. und den Kontext Lk 11,5 ff.).

Das sonst in der griechischen Literatur unbekannt «*epiousion*» bereitete den Exegeten eh und je Kopfzerbrechen. Den ersten (von Hieronymus) geäußerten Vorschlag: *panem nostrum supersubstantialem*, verwerfen alle als zu spiritualistisch. Daneben bieten sich zwei andere Möglichkeiten an: (das Brot) für morgen (*du lendemain*), wobei das Adjektiv mit dem Ausdruck «*hä epiousa hämera*» (*le jour «sur-venant»*) in Verbindung gebracht wird. Es empfiehlt sich jedoch aus dem Mt-Kontext heraus folgende Lösung: das Brot, das *heute* (zum Leben) *nötig* ist (*le pain de ce jour*); denn kurz nach der Gebetslehre schärft der Meister seinen Jüngern eine heilige Sorglosigkeit ein: «Darum sollt ihr euch nicht kümmern und sagen: ‚Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit uns bekleiden!‘ Nach all dem trachten die Heiden . . . Kümmert euch also nicht um das Morgen!» (Mt 6,31 f. 34). Wenn der Herr den Seinen so sehr kindliche Abhängigkeit vom himmlischen Vater und totales Vertrauen in dessen Obsorge einschärft, läßt sich nicht gut damit vereinbaren, daß er sie angehalten haben soll, das Brot für den morgigen Tag zu erbitten. Neben diesem Ideal der evangelischen Armut und der schrankenlosen Hingabe an die väterliche Vorsehung kommt in der neuen Übersetzung aber auch die jüdische Tradition zur Geltung, wonach die Israeliten allmorgendlich das für die Bedürfnisse des Tages nötige *Manna* einsammelten und nichts für den kommenden Tag aufbewahren durften (Ex 16,19–21).

Läßt sich bei dieser Bitte der eucharistisch-eschatologische Sinn nicht halten? Die meisten Ausleger lehnen eine solche Weit-Sicht ab; es sei hier nicht das eucharistische Brot oder das der kommenden Welt gemeint — selbst wenn das Herrengebet als ganzes eschatologisches Gepräge besitze. Wie dem auch sei: Wenn die Kirche das Vaterunser im Herzen der eucharistischen

Liturgie verwendet, gibt sie klar zu verstehen, daß sie nach weiteren Horizonten ausschaut. In ihr geschieht ja wirksame Gegenwärtigung der Vergangenheit und Vorausnahme der Zukunft. Eingedenk der Güte, mit der Gott sein Volk stets erhalten und genährt, erlebt sie die Zehrung nicht bloß für das irdische, sondern auch für das Ewige Leben. Nichts verbietet uns also, das Herrengebet mit den Augen der Kirche zu lesen und ihm eucharistisch-eschatologische Ausweitung zu verleihen. Die neue französische Übersetzung läßt glücklicherweise genügend Spielraum, um diese Dimensionen des eucharistisch-messianischen Mahles in der Königsherrschaft miteinzubegreifen, wenn sie auch nicht im Vordergrund stehen.

c) *Pardonne-nous nos offenses, comme nous pardonnons aussi à ceux qui nous ont offensés.*

Die sehr geringfügige Veränderung dieser Bitte besteht darin, daß das Wörtchen «aussi» eingeschoben wird, und zwar in Ergänzung zur Konjunktion «comme». Damit wahrt man größere Treue zum griechischen Original (... *hos kai hāmeis; sicut et nos*) und leistet außerdem einem falschen Verständnis keinen Vorschub, als ob etwa Gott das Wie und Wieviel seines Verzeihens bei uns Menschen zu erfragen hätte. Auch die protestantische Version «comme aussi nous pardonnons...» schloß dieses Mißverständnis nicht gänzlich aus. Nun aber verfügt in Sachen Verzeihung Gott allein über die absolute Initiative. Unser Nachlassen der Schulden gegenüber den Mitmenschen hat sich am Tun Gottes auszurichten, hat an ihm das Maß zu nehmen. Er hat *zuerst* geliebt. Was *wir* tun, ist nur ein schwacher Widerschein des Handelns Gottes. All unserm Vergeben steht das grenzenlose, sanfte Erbarmen Gottes voran: «Seid barmherzig, so wie euer Vater barmherzig ist» (Lk 6,36; vgl. Mt 5,44 f; Eph 5,1). Und dieses unser Verzeihen bildet die Voraussetzung, daß auch uns verziehen wird an «jenem Tag»: «Wenn ihr den Menschen ihre Fehler vergebte, so wird euer himmlischer Vater auch euch vergeben» (Mt 6,14 f; vgl. 18,35; Lk 6,37 f.).

d) *Et ne nous soumetts pas à la tentation, mais délivre-nous du Mal.*

Führen wir zuerst einige Beispiele alter französischer Übersetzungen dieser Bitte an:

Joh. Gerson (1507): «Et ne souffre pas que vous soyons vaincus en tentation. Mais garde nous du mal.»

Das «Formulaire de Calvin» (1541), dem die protestantischen Katechismen im allgemeinen folgen: «Et ne nous induy point en tentation. Mais nous délivre du mal.»

Canisius, Kleiner Katechismus (franz. Übersetzung 1606): «Et ne nous induits point en tentation. Mais délivre-nous du mal.»

Die bis heute gebrauchte Version lautete in Frankreich und in der Westschweiz: «Ne nous laissez pas succomber à la tentation...»; in Belgien: «Ne nous laissez pas tomber en tentation.»

Einen ersten Eingriff gestattet sich die Neuübersetzung, indem sie den Trenn-Punkt zwischen den letzten beiden Gliedern des Vaterunser beseitigt und durch ein Komma ersetzt und damit die Zusammengehörigkeit dieser beiden Teilaussagen — in negativer und positiver Formulierung — bewußter macht. Letztlich handelt es sich in diesem Satzgefüge um das eine große Anliegen: «Unterwirf uns nicht der Prüfung, sondern (wenn du es für nötig hältst, daß sie über uns komme, die wir ja unsere Gebrechlichkeit kennen, so flehen wir, daß diese Probe für uns gut ausgehe) erlöse uns von dem Bösen!» Schon St. Ambrosius erklärte seinen Täuflingen die Stelle wie folgt: «Et ne patiaris induci nos in temptationem, sed libera nos a malo. Vide quid dicat: Et ne patiaris induci nos in temptationem quam ferre non possumus. Non dicit: Non inducas in temptationem, sed quasi athleta talem vult temptationem quam ferre possit humana conditio et unusquisque ut a malo, hoc est, ab inimico, e peccato liberetur» (De Sacr. V,29).

Als zweites fällt auf, daß sich die Kommission für eine moderne Wendung entschied: «Ne nous soumetts pas...», die sowohl von Katholiken (Benoit, Osty, Tricot) wie von Protestanten (Goguel, Liturgie von Taizé) vertreten wird. «Induire en tentation» empfahl sich nicht, weil es altertümelnd und pejorativ klingt («induire en erreur!»). Die bisherige Form jedoch («ne nous laissez pas succomber à la tentation») entfernt sich zu weit vom Original und wurzelt zudem in jansenistischen Vorstellungen, wie P. Dhôtel nachweist. Für ein moralisierendes Christentum bedeutet In-Versuchung-hineingeführt werden bereits soviel wie Unterliegen, wie Sündigen. In biblischem Verstande hingegen besagt Peirasmos Prüfung, Probe. Diese kann positiv oder negativ verlaufen, und Gott kann sie zulassen, nicht bloß als Quelle des Übels, sondern auch des Guten. Er hat das Recht, auf die Probe zu stellen. Wir nehmen die Prüfung an, wenn er sie für uns will (Jk 1,12). Aber wissend um unsere Hinfälligkeit, flehen wir ihn an, er möge uns vor dem Bösen bewahren.

Die wortwörtliche Übersetzung «ne nous introduis pas dans la tentation» oder «ne nous fais pas entrer dans...» hätte

vielleicht den Eindruck erweckt, Gott sei der Versucher. Doch «wie Gott erhaben ist über die Versuchung des Bösen, so versucht er auch niemand» (Jk 1,13). Das Vaterunser läßt uns dazu ein, uns an Gott zu wenden, damit er eingreife und verhüte, daß wir in eine so gefährliche Situation geraten, wo wir in unserer Schwachheit versagen. Getrost dürfen wir diese Bitte vortragen; denn wir sind der Bundestreue Gottes gewiß. Er wird uns nicht über unsere Kraft versucht sein lassen, sondern mit der Versuchung auch den guten Ausgang schaffen (1 Kor 10,13).

La tentation: der Artikel unterstreicht, daß es um den Beistand in der großen Prüfung am Ende der Zeiten geht, wo die Apostasie überhand nimmt und der Feind des Menschen seine Angriffe verdoppelt. Diese Deutung liegt in der Linie der Eschatologie des Herrengebetes. Die Großschreibung (*délivre-nous du Mal*) bringt zum Ausdruck, daß hinter all dem Bösen, all dem Elend der Welt letztlich eine Person steht: Satan. Es handelt sich nicht um ein abstraktes, philosophisches Übel, sondern es trägt einen Namen, wird gelenkt und gesteuert von dem, der ein Menschenmörder war von Anbeginn (Jo 8,44). Der griechische Urtext «apo tou ponārou» erlaubt diese Interpretation, und gewisse protestantische Kirchen beteten «délivre-nous du Malin» (ein Katechismus von 1561: «du malin et mauvais»). Dieses Wort wird aber der gemeinten dunklen Wirklichkeit nicht gerecht. «Mauvais» ist zu vage, so daß man schlußendlich «le mal» in Großschreibung gewählt hat.

3. Wegfall des Amen und der Satzzeichen

a) Das Schluß-Amen: Bei der Messe wird es wegen des Embolismus schon seit der Teilreform nicht mehr gesprochen. Wenn künftig auch außerhalb der Eucharistiefeyer das Schluß-Amen in der Gebetsformel wegfällt, liegt die Möglichkeit nahe, die Schlußdoxologie anzufügen. Bei ökumenischen Treffen dürfte das wohl der Fall sein, da die getrennten Brüder diese beibehalten haben. Der Satz «Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen» stammt aus der frühchristlichen Liturgie (Didache) und gelangte vom Gemeindegebrauch in einige alte Bibelhandschriften. Vielleicht dürfen wir hoffen, daß in der erneuerten römischen Meßliturgie die Doxologie wieder eingebürgert wird.

b) Die Satzzeichen: Die unauffälligen Änderungen in den Satzzeichen bezwecken eine saubere Gliederung, in welcher die Struktur des Textes sofort durchscheint. Das trägt auch zu einem vernünftigen und gegliederten Rezitieren bei. Die ersten drei Bitten (durch Komma von einander geschieden) und die letzten zwei (ebenfalls Komma) bilden eine engere Einheit, während die vierte und fünfte Bitte eher für sich dastehen (durch Punkte markiert).

III.

Welcher Nutzen springt aus den Änderungen heraus?

Eigentlich, so gestehen wir gerne ein, sind der Änderungen an der ehemaligen katholischen Fassung des Vaterunser wenige und geringe, was ein Vergleich mit dem Text der «Bible de Jérusalem» noch verdeutlicht. Und trotzdem — es lohnte sich, neue Wege zu beschreiten. Denn wir sahen, wie jede noch so kleine Änderung den Ursinn genauer trifft und uns deshalb hilft, die Worte des Herrn besser zu erfassen. Vor allem beeindruckt dies: alle verlaufen in die gleiche Richtung; sie betonen die eschatologische Bedeutung und Tragweite des Vater unser. Nach J. Jeremias könnte man das Geheimnis der paar Sätze des Herrengebetes am passendsten mit der Formel wiedergeben: Eschatologie im Vollzug. In dieser sich wirklichenden Heilszeit bricht das Heute Gottes ein. «Überall, wo Menschen

Vom Innehalten vor der Oration

Die Jubiläumsnummer zum 100jährigen Bestehen des «Korrespondenzblattes Canisianum» (Innsbruck, Januar 1966, Seiten 8–10) enthält u. a. aus der Feder des bekannten Altmeisters der Liturgiegeschichte, Prof. Josef Andreas Jungmann SJ, einen gehaltvollen Artikel, der besonders für die Seelsorger lesenswert ist. Mit der freundlichen Erlaubnis des Verfassers und der Redaktion des Innsbrucker «Korrespondenzblattes» übernehmen wir den aktuellen Beitrag für unser Organ. (Red.)

Bei einer ausgebauten Gebetsordnung, wie sie uns Priestern in Brevier und Messe vorgeschrieben ist, besteht die Gefahr, daß man zwar alles gehorsam erfüllt, was die Vorschrift verlangt, aber dabei auch stehen bleibt. Es wäre bedenklich, wenn wir diesen Gehorsam nicht aufrächten, aber fast noch bedenklicher wäre das Stehenbleiben, wenigstens wenn man es sich zum Grundsatz machte (denn als menschliche Schwäche werden wir es in gewissem Ausmaß immer in Kauf nehmen müssen). Wir beten das Offizium und hüten uns dabei, auch nur ein einziges Wort zu überspringen, aber am Ende haben wir das Offizium des Tages zwar persolviert, sind dabei aber vielleicht nicht ein einziges Mal wirklich Gott begegnet. Wir haben nur gehorsam heilige Worte auf ein Buch zu gesprochen, das wir in Händen hielten; wir haben vor uns selbst hin gesprochen wie in einem Selbstgespräch, ja, wie man im Traum gedankenlos vor sich hin redet, und haben nicht gemerkt, daß wir an einem heiligen Ort gestanden sind, an dem die Engel Gottes auf-

im Namen Jesu den himmlischen Vater mit kindlichem Vertrauen bitten, seine Herrlichkeit zu erfahren und ihnen schon hier das Brot des Lebens und die Auslöschung der Schuld zu gewähren, da verwirklicht sich sogar inmitten ständiger Abfallgefahr die souveräne Herrschaft Gottes über das Leben seiner Kinder.»

P. Jakob Baumgartner, SMB., Paris

Nachschrift der Redaktion

Der Verfasser dieses Beitrages macht uns auf einen störenden Fehler aufmerksam, der sich im ersten Teil seines Artikels «Das Gebet der Einheit» findet. In SKZ Nr. 5/1966, S. 70, mittlere Spalte, 12. Zeile von unten, soll der neue offizielle Text des französischen Vaterunser lauten: *Notre Père qui es (nicht est!) aux cieuz*. Der gleiche Fehler, der sich bei der Korrektur des Abzuges in der Druckerei eingeschlichen hat — er findet sich nicht im Manuskript —, ist auch bei der Wiedergabe des Textes der Bible de Jérusalem, dritte Spalte rechts, 2. Zeile von oben zu korrigieren: *Notre Père qui es (statt est)*. (Red.)

und niedersteigen. Oder aber — wenn wir das Bild ein wenig heller malen dürfen — wir sind doch nur von einem unbestimmten Gefühl begleitet gewesen, daß wir damit eine heilige Pflicht erfüllen wollten.

Wie dem auch sei — wenigstens an den Höhepunkten unseres Betens, auch unseres liturgischen Betens, sollten wir doch darüber hinauskommen. Solche Höhepunkte sind jedesmal die priesterlichen Orationen, mit denen ein liturgischer Akt, ein Abschnitt des Gottesdienstes, auch eine Andacht, abgeschlossen wird. Dafür enthält die neue Editio typica des Ordo Missae (1965) im Ritus servandus eine kleine Rubrik, mit der eine Gepflogenheit ausdrücklich in die liturgische Ordnung einbezogen wird, die in der liturgischen Erneuerung schon länger bekannt war und die uns die Begegnung mit Gott erleichtern soll. Im Kapitel über die Orationen heißt es nämlich: Nach dem Gruß soll der Priester die Hände ausbreiten und schließen und sagen: *Oremus, et facta pro opportunitate aliqua pausa manus extendit et orationem cantat vel dicit*.

Historisch besteht ein gewisser Zusammenhang mit der aus ältester Zeit erhalten gebliebenen Vorschrift, daß bei einzelnen Gelegenheiten nach dem Oremus mit dem Ruf *Flectamus genua* die ganze Versammlung zu kurzem Gebet auf den Knien aufgefordert werden soll. Daraus war schon längst ein bloßer Kniefall, eine Kniebeugung geworden, als 1951 im neuen Ordo Sabbati Sancti

zum ersten Male wieder die Weisung erschien (n. 16), nach dem Oremus der auf die einzelnen Prophetien folgenden Orationen sollten «alle zusammen mit dem Priester auf den Knien durch einige Zeit (per aliquod temporis spatium) in Stille beten». Dieses stille Beten nach dem Oremus und vor dem Gebet des Priesters scheint in der alten römischen Liturgie eine Regel gewesen zu sein, die bei allen Orationen einzuhalten war. Nur das Niederknien und darum auch der Ruf *Flectamus genua* mußte an Tagen und bei Gelegenheiten mit österlichem Charakter entfallen. Tatsächlich hat sich in der Liturgie von Lyon, in der eine im Mittelalter weitergebildete Form der römischen Liturgie vorliegt, diese Gebetspause erhalten. Denn hier steht in den Rubriken des Missale noch die allgemeine Weisung: der Priester soll das Oremus sprechen, dann aber erst «*interposita morula*» das Gebet beginnen.

Was ist der Sinn dieser «*morula*» oder dieser «*aliqua pausa*»? Es ist zunächst bemerkenswert, daß damit nur ein kurzes Innehalten verlangt wird, nicht ein förmliches Beten wie beim *Flectamus genua*. Es ist nämlich nicht dasselbe, ob wir in der Messe mit dem Kyrie und Gloria schon in eine Atmosphäre des Gebetes eingetreten sind und nun zum «Kirchengebet» aufgerufen werden, oder ob in einem Vigiltottesdienst nach der jedesmaligen Lesung das Gebet erst begonnen wird. Denn im letzteren Fall verlangte die gehörte Lesung mit ihren Lehren und Mahnungen nach einem wirksamen Weiterklingen, nach einer förmlichen Antwort, sei es in einem gemeinsamen Gesang, sei es in stillem Gebet der einzelnen; die Lesung selbst gab Anregung und Stoff zum Gebet. Im ersteren Fall dagegen würde ein längeres Stehenbleiben für die meisten eher eine Verlegenheit, für manche, wie die Erfahrung zeigt, Anlaß zum Ärger sein. Wohl aber hat die *morula*, das kurze Innehalten, einen guten Sinn.

Und man kann dafür auf eine bedeutende Überlieferung bei den Meistern des geistlichen Lebens hinweisen. Wir treffen nämlich eine ähnliche Anweisung u. a. beim heiligen Ignatius in seinem Exerzitienbuch. Hier verlangt er bekanntlich am Anfang einer jeden Betrachtung ein Vorbereitungsgebet, mit dem wir von Gott die Gnade erbitten, daß all unser Tun und Streben einzig auf den Dienst und das Lob seiner göttlichen Majestät gerichtet sein möge. Er verlangt aber — im dritten «Zusatz» zu den Betrachtungsskizzen der ersten Woche — für den Beginn

der Betrachtung noch etwas anderes: «Ein oder zwei Schritte vor der Stelle, wo ich die Betrachtung oder Erwägung verrichten werde, will ich während der Dauer eines Vaterunser stehen bleiben und, den Geist nach oben gerichtet, mir vorstellen, wie Gott der Herr auf mich herabschaut usw., und dann will ich einen Akt der Ehrfurcht oder der Verdemütigung verrichten.» Ignatius will damit offenbar eine Sicherung einbauen, daß unsere Betrachtung nicht ein bloßes Selbstgespräch oder gar ein philosophisches Grübeln bleibt, sondern wirklich eine den ganzen Menschen ergreifende Begegnung mit Gott wird, kurz, daß unsere Betrachtung Gebet wird.

Genau das ist es, was auch mit der *morula* vor der Oration erreicht werden soll. Wir haben zwar auch vorher schon gebetet, aber es war kein so unmittelbares Gegenüber vor Gott. Es war, wie in den Psalmen des Breviers, ein Verkünden und Rühmen seiner Größe und Macht oder ein Ausbreiten unserer menschlichen Not; oder es war, wie im Gloria der Messe, ein froher Lobgesang auf ihn. Aber mit der Oration tritt der Priester an der Spitze seiner Gemeinde, als Sprecher des heiligen Gottesvolkes vor Gottes Majestät hin, steht ihm Auge in Auge gegenüber. In diesem Augenblick müßte es wie ein frommes Erschrecken über uns kommen, wie wir es öfter in den Büchern des Alten Testaments lesen, wenn von der Begegnung mit Gott die Rede ist. Es müßte uns zu Mute sein wie Moses vor dem brennenden Dornbusch, oder wie Isaias nach seiner Vision, wenn er ausruft: «Weh mir, denn ich bin ein Mann mit unreinen Lippen... und nun habe ich den König geschaut, den Herrn der Heerscharen» (6,5). Es ist überhaupt erstaunlich, mit welcher Tiefe und mit welcher Unmittelbarkeit die Menschen des Alten Bundes die Größe und Majestät Gottes erlebt und verehrt haben, nicht nur in den großen und kleinen Naturerscheinungen, im Wachsen von Gras und Baum, im Fallen der Schneeflocken und im Aufgang der Sonne, sondern auch im eigenen Wesen: «Deine Hände haben mich gemacht und geformt» (Ps 118,73). Damit verglichen sind wir, mit unserer Wissenschaft und unserem Hinstarren auf die Zweitsachen, in Gefahr, gottblind zu werden. Schon darum ist das Psalmengebet für uns so wichtig. Schon darum brauchen wir immer wieder die Einübung in das Gotterleben und in die Ehrfurcht vor Gottes Nähe.

Dazu kann die kleine Gebetspause an einem wichtigen Punkt unseres geistlichen Lebens eine Hilfe sein. Doch soll man daraus kein starres Gesetz ma-

chen und jedenfalls ihren Wert nicht nach der Länge dieser Pause bemessen. Die oben genannte Rubrik sagt sehr weise: *pro opportunitate*, nach vernünftiger Überlegung, mit Berücksichtigung der Umstände. Aber dann kann die kleine Übung uns weiterführen.

Wir leben in einer Zeit, in der Schnelligkeit und Tempo zu den höchsten Werten zählen. Welche Hast auf allen

Straßen! Dennoch haben selbst die eiligsten Autofahrer es gelernt, an der Straßenkreuzung innezuhalten und, wenn nötig, einige Augenblicke in Geduld zu warten. Ein solches Warten wird auch uns empfohlen an jener Straßenkreuzung, wo unsere irdischen Wege besonders unmittelbar auf den Vorübergang Gottes stoßen.

Josef Andreas Jungmann S. J.

Im Dienste der Seelsorge

Zur Melodieabänderung des deutschen Vaterunser im lateinisch- deutschen Altarmissale, Band I

Der im Dezember 1965 erschienene Band I des lateinisch-deutschen Altarmissale verändert (S. 127*) die Melodie des Vaterunser im Vergleich zum früher erschienenen Band III (S. 79*) bereits an zwei Stellen. Begreiflicherweise wurde dies nicht ohne Kritik hingenommen. Es soll in der Folge kurz gezeigt werden, wie es zu diesen Abänderungen kam.

Wie man weiß, handelt es sich bei der hier in Frage stehenden Vaterunser-Vertonung um eine Anpassung an eine alte und wertvolle mozarabische Melodie. Sie erwies sich für die deutsche Textunterlegung als besonders geeignet, weil sie im Melodiegang und zumal in den Kadenzstark stil- und zeitunabhängig ist, mehr jedenfalls als die wesentlich sprachgezeugten gregorianischen Melodien. Selbstverständlich sind solche neue Textunterlegungen nicht in jedem Fall leicht und unproblematisch, weil sie je den Eigenesetzlichkeiten eines neuen Textes oder einer andern Sprache Rechnung tragen müssen. Wenn sich dazu noch derartige Hast und Eile gesellt, wie sie uns um und vor jenem denkwürdigen 7. März 1965 noch in lebhafter Erinnerung ist, dann haben sich sehr bald zwei Fehler eingeschlichen, wie das nun leider in der ersten Melodiefassung der Fall war. Man wird den verantwortlichen Musikern dieses Versehen in Anbetracht der Umstände gerechterweise verzeihen. Niemand wird all das, was in jenen Tagen notgedrungen geschehen mußte, für Zeit und Ewigkeit kodifizieren wollen. Und so war es nicht nur großmütig, sondern vernünftig und zweckmäßig, wenn die gleichen Musiker diese Fehler richtiggestellt wissen wollten. Es handelt sich um folgende zwei Stellen:

1. «Vergib uns unsere Schuld»: Über dem Wort «Schuld» findet sich eine sog. *Correpta*. Dieses Verfahren kennt zwar auch der gregorianische Gesang, aber es findet sich praktisch nur in Melodien, die kaum mehr über ein gesundes Empfinden für die Akzentbehandlung verfügen. Wohl bringt die neue Melodiefassung eine Formel, wie sie das lateinische *Pater noster* nicht aufweist. Trotzdem ist sie in allen Teilen logisch und die

einzigste Möglichkeit, der wesenseigenen Struktur des Rezitativs zu entsprechen.

2. «Schuldigern»: Die Note über der zweitletzten Silbe war zuvor E, jetzt in der neuen Fassung nun G. Beide Kadenzformeln sind an sich möglich und gängig. Da es sich hier aber ganz eindeutig um ein sog. *Dieresis-Verfahren* handelt (Noten über vormals einer Silbe werden auf zwei oder mehrere Silben verteilt), kommt hier nur die neue Fassung in Frage. Es geht bei dieser Änderung nicht um ein Referenzchen vor der grauen Schultheorie, sondern viel mehr noch um ein praktisches Anliegen. Wer mit dem Volk schon die lateinische und die deutsche Version dieser Vaterunser-Melodie gesungen hat, mußte feststellen, daß bei den Wörtern «*hodie*» und «*Schuldigern*» beinahe unüberwindliche Fehlerquellen liegen. Im lateinischen Text lautet die Formel richtig G-G-E, in der deutschen Version hingegen G-E-E. Allein schon aus praktischen Gründen war deshalb eine Korrektur unbedingt erforderlich.

Das neue Kirchengesangbuch, das angeblich auf kommenden Sommer erwartet werden darf, wird selbstverständlich die korrigierte Version enthalten. Mit seiner Herausgabe werden dann die einstweilen noch verbreiteten «Vaterunser-Blätter» vermutlich sehr rasch verschwinden. Eine Konfusion im singenden Volk wird deshalb der Varianten im Altarmissale wegen kaum zu erwarten sein. Freilich wäre zu wünschen, daß in allen Büchern Band III (S. 79*, Zeile 5 und 6 von oben) die entsprechenden Korrekturen eingetragen würden.

W. W.

Institut für missionarische Seelsorge

Wo ein Seelsorger eine Volksmission vorzubereiten hat, wird ihm das «Institut für missionarische Seelsorge» wertvolle Dienste leisten können. Das Institut, von Redemptoristen geleitet, hat seinen Sitz in München 19, Romanstraße 20. Die Patres halten in verschiedenen Bistümern und Regionen Tagun-

gen ab. Für September 1966 ist auch ein Kurs in Luzern vorgesehen. Näheres wird rechtzeitig bekanntgegeben. — Das Institut will nicht nur indirekt durch die Weiterbildung der Missionäre, sondern auch — subsidiär — durch Aktivierung der Apostolatgruppen (Wohnviertel, Betrieb), durch Förderung einer missionarischen Spiritualität beim Ortsklerus und durch Erprobung neuer Seelsorgsmethoden der Kirche als Ganzes dienen. Das Institut ist in der Lage erfahrene Referenten stellen zu können, sei es für die «Kerygmatische Erneuerung», oder für Hausmission, Exer-

zitionen, Jugendseelsorge, Liturgie oder Apostolat. — Das Institut vermittelt auch einschlägige Literatur und empfiehlt zum Abonnement «Paulus», die Zeitschrift für missionarische Seelsorge, Seelsorgeverlag Freiburg i. Br. — Mitarbeiter ist auch ein Schweizer Kapuziner, P. Isidor Frey in Zug. Als Handreichungen liefert das Institut auch gedruckte Referate über Eheprobleme, Beichtvater, Jugend, Apostolat, Kirche, Gebet, Mission usw. Anfragen aus Seelsorgerkreisen werden vom Institut gerne beantwortet.

O. Ae.

Erste Auswirkungen des Konzils auf diözesaner Ebene

Vor knapp zwei Monaten sind die Konzilsväter aus der Ewigen Stadt in ihre Heimat zurückgekehrt. Für sie hat nun die verantwortungsvolle Arbeit begonnen, die Konzilsbeschlüsse ins Leben der einzelnen Bistümer umzusetzen. Die nachfolgenden Berichte sind der KATHPRESS und der KIPA entnommen. Sie vermitteln uns ein vorläufiges Bild von den ersten Auswirkungen des Konzils auf diözesaner Ebene. Sie erheben keineswegs Anspruch darauf, vollständig zu sein, sondern wollen nur berichten, wie man da und dort versucht, den Geist des Konzils zu verwirklichen. (Red.)

Studium der Konzilsdekrete vordringlich

Das II. Vatikanische Konzil kann nur richtig verstanden werden auf dem Hintergrund der geistigen Strömungen unserer Zeit. Diese Überzeugung sprach Bischof Rudolf Graber von Regensburg auf einer Arbeitstagung mit Dekanen seines Bistums aus. Die Welt von heute, so unterstrich der bischöfliche Redner, stelle u. a. folgende Probleme: Wie man mit Andersgläubigen und Andersdenkenden sprechen kann, ohne die Wahrheit preiszugeben; wie man dem Relativismus begegnen kann, ohne das Göttlich-Unwandelbare anzugreifen; wie sich die totale Diskussion und die schonungslose Kritik der Gegenwart mit dem Lehramt der Kirche verträgt; wie sich die berechtigte Entfaltung der Persönlichkeit mit der von Gott gesetzten Autorität vereinbaren läßt. All diese Strömungen seien Relikte aus der Zeit des Modernismus, der leider vielfach noch nicht bewältigt worden sei.

Als vordringlich bezeichnete Bischof Graber das gründliche Studium und die geistliche Aneignung der Konzilskonstitutionen und -dekrete. Dabei sei es unerlässlich, daß die Konstitution über die Kirche in Zusammenhang mit der Enzyklika «Ecclesiam suam» gesehen wird und die Liturgie-Konstitution in untrennbarer Verbindung mit der Enzyklika «Mysterium fidei». Beide Weltrundschreiben Papst Pauls VI. werden nach der Meinung Bischof Grabers leider zu wenig beachtet.

Neuaufteilung des Erzbistums Paderborn

In sieben Bezirke wird das Erzbistum Paderborn aufgeteilt. Das gab der Erz-

bischof von Paderborn, Kardinal Lorenz Jaeger, bei einer Pressekonferenz in Paderborn bekannt. Die Neuaufteilung ist am 1. Februar dieses Jahres in Kraft getreten. Zunächst werden zu diesem Termin erst drei Bezirke ihre Arbeit aufnehmen. Die anderen vier sollen im Herbst gebildet werden. Durch diese Neuaufteilung des Erzbistums in überschaubare, in sich nicht allzu unterschiedlich strukturierte Regionen soll die Gesamtseelsorge eine intensive Wirkungsmöglichkeit bekommen.

An der Leitung der Bezirke sollen auch Laien beteiligt werden. An der Spitze des Bezirks steht ein Bezirksdekan, der seine Pfarrei beibehält und zur Unterstützung eine Art «Koadjutor» bekommen soll, ein Bezirksvikar und ein hauptamtlicher Laienreferent. Bezirksdekan und Bezirksvikar werden zunächst vom Erzbischof auf fünf Jahre ernannt. Später sollen sie gewählt werden. Der Laienreferent soll nach einer Probezeit von einem Jahr fest angestellt werden. Dem Bezirksrat unter Führung eines Laien beigegeben. Er wird paritätisch aus Priestern und Laien zusammengesetzt. Die sieben Bezirksdekane und sieben Laien werden als Diözesan- oder Seelsorgeerrat dem Erzbischof zur Seite stehen.

Bistumssynode in Augsburg soll Konzilsbeschlüsse verwirklichen

Eine Bistumssynode mit mehrjähriger, gründlicher Vorbereitung kündigte der Bischof von Augsburg, Stimpfle, zur Durchführung der Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils an. Der Bischof sprach zum Thema «Das Konzil — und was jetzt danach?». Für die Vorbereitung der Synode sollen alle aktiven Kräfte der Diözese — Klerus und Laien — eingeschaltet werden, um die Synode «von unten» aufzubauen. Als Hauptzweck der Verwirklichung der Konzilsbeschlüsse bezeichnete es der Bischof, in der Diözese eine «Familie Gottes» zu schaffen, wozu jede christliche Familie, jede Pfarrei, jede kirchliche Gemeinschaft und jeder Verband aktiv beitragen müsse. Wichtiger als neue äußere Formen sei ein neuer Geist des Bistumsvolkes nach der Art, wie das Konzil den Begriff «Kirche» definiert habe.

Die Klärung des Begriffes «Kirche» im Sinne des in der Welt gegenwärtigen Mysteriums bezeichnete Bischof Stimpfle

als die größte und eigentliche Leistung des Zweiten Vatikanums. In der Gewinnung dieser «ekkliesialen Klarsicht» habe das Konzil eine Leistung vollbracht, die derjenigen der sechs ersten Kirchenkonzilien zu vergleichen sei, die sich mit der Frage des Gottmenschentums Jesu Christi zu befassen hatten. Allerdings habe man für diese Klärung seinerzeit 600 Jahre gebraucht, während die ekklesiologische Thematik des Zweiten Vatikanums mit einer knappen Vorbereitungszeit von 20 Jahren innerhalb von zweieinhalb Konzilsjahren aufgearbeitet worden sei. Spätestens am Ende der ersten Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanums habe die Kirche als Generalthema dieses Konzils festgestanden, und bei ihr liege der Kern der demokratischen Konzilsdekrete, auf den alle übrigen Dekrete hingebunden sind. Damit sei auch der intern erhobene Vorwurf entkräftet, daß dieses Konzil keine theologische Mittel gehabt habe.

Ein zweiter Vorwurf, das Zweite Vatikanum habe sich durch die anthropozentrische Kultur der modernen Welt von seiner theologischen Aufgabe ablenken lassen, sei damit zu widerlegen, daß dieses Konzil, in dem es sich zum Menschen niederbeugte, diesen in aller Liebe und allem Vertrauen zur modernen Welt zu Gott hinaufzuheben versucht habe.

Bistum Rottenburg plant Seelsorgeerrat

Die Diözese Rottenburg beabsichtigt die Errichtung eines Seelsorgeerrates. Ein Entwurf des Bischöflichen Seelsorgeamtes, der Einzelheiten über Aufgaben und Aufbau dieser neuen diözesanen Einrichtung enthält, wird augenblicklich diskutiert. Wie es in dem Entwurf heißt, drängt es Bischof Dr. Carl Joseph Leiprecht, die Verbindung zu Priestern, Ordensleuten und Laien zu aktivieren, «um die Methode der Seelsorge den geänderten Verhältnissen der Gesellschaft anzupassen». Durch den Seelsorgeerrat sollen Sach- erfahrung, Klugheit und der Rat vieler für die Seelsorge fruchtbar werden. «Priester, Ordensleute und Laien werden so in wirksamer Weise an der Seelsorge des Bischofs für die Gesamtdiözese teilhaben».

Der Seelsorgeerrat wird direkt und unmittelbar dem Bischof unterstellt. Er soll als zentrale, kirchliche Einrichtung das ganze Bistum vertreten. Unterrichten und Rat geben sind seine wichtigsten Aufgaben. In gesonderten Fällen kann ihm vom Bischof auch Entscheidungsvollmacht übertragen werden. Der Entwurf bezeichnet es als Ziel und Zweck des Seelsorgeerrates, dafür zu sorgen, daß unmittelbare und wirkliche Kenntnisse über Fragen und Verhältnisse verfügbar sind, die das innere Leben der Diözese und ihre pflichtgemäße Aktion in der heutigen Welt betreffen.

Die Vollversammlung des Seelsorgeerrates umfaßt folgende Mitglieder: Die Regionaldekane, von der Region ein oder mehrere gewählte Priester, vier Geistliche als Vertreter der Sonderseelsorger (an höheren Lehranstalten, Militärseelsorger, Ausländerseelsorger und Gefangenenseelsorger), einen Ordensmann, zwei Ordensfrauen, einen Vertreter (oder eine Vertreterin) der Säkularinstitute, einen Laien aus jedem Dekanat und vier Vertreter der Arbeitsgemeinschaft katholischer Organisationen und Verbände. Ferner sind Mitglieder der Voll-

versammlung alle Referenten des Bischöflichen Ordinariates, der Dekan der Theologischen Fakultät der Universität Tübingen, der Rektor des Priesterseminars, der Direktor des Wilhelmstifts und die Amtsvorstände der Bischöflichen Kanzlei.

Neben der Vollversammlung sind noch die außerordentliche Versammlung und die Spezialversammlung (Teilkonferenz) vorgesehen. Als ständiger Sekretär des Seelsorgerates soll der Leiter des Bischöflichen Seelsorgeamtes tätig sein. Es soll außerdem für jede Versammlung noch ein besonderer Sekretär ernannt werden. Der Diskussionsentwurf über den geplanten Seelsorgerat ist auch führenden Laien der Diözese übergeben worden mit der Aufforderung, Stellung zu nehmen und eigene Vorschläge zu unterbreiten.

Erster nachkonziliärer Priesterrat im deutschen Sprachraum in Graz-Seckau verwirklicht

Im Bistum Graz-Seckau wurden bereits die ersten Schritte zur Verwirklichung eines diözesanen Priesterkollegiums unternommen. Dieses sogenannte «Presbyterium», das — als erstes im deutschsprachigen Raum nach dem Konzil — bereits seine Arbeiten aufgenommen hat — entspricht auf diözesaner Ebene der Kollegialität der Bischöfe in der Weltkirche. Es soll damit ein zentrales Anliegen des Konzils verwirklicht werden. Der Grazer Diözesanbischof Dr. Josef Schoiswohl legt in einem Bericht in der «theologisch praktischen Quartalsschrift» Einzelheiten über dieses diözesane Priesterkollegium dar.

Der Priesterrat des steierischen Bistums soll etwa 30 Mitglieder umfassen. Um eine repräsentative Vertretung des Klerus zu sichern, wurde Wert darauf gelegt, die Mehrzahl der Mitglieder von den Priestern wählen zu lassen, wobei die Dekanate, die Kapläne, die Religionslehrer und die Männerorden eine gewisse Anzahl von Vertretern in den Rat entsenden. Neben den gewählten Mitgliedern gehören dem Presbyterium auch amtliche Mitglieder an, und zwar der Weihbischof, der Generalvikar, Kanzler, Vorstand der Finanzkammer, die Regenten der beiden Seminare, der Pastoralprofessor, der Leiter des Seelsorgewerkes, die Assistenten der Gliederungen der Katholischen Aktion und der Diözesanjugendseelsorger. Den Vorsitz führt der Bischof. Die gewählten Mitglieder, die zwei Drittel des Kollegiums ausmachen, werden für fünf Jahre bestellt.

Dem Presbyterium stellt sich die Aufgabe, schreibt der Grazer Diözesanbischof, den Bischof in wichtigen Dingen zu beraten, die das Wohl der Welt- und Heimatkirche betreffen. Die seelsorglichen Fragen und Initiativen werden naturgemäß im Vordergrund stehen. Es wird erst geklärt werden, wie weit das Presbyterium auch in Personal- und Wirtschaftsfragen mitsprechen soll. Im Kollegium hat jedes Mitglied ein Initiativrecht, d. h. es kann von sich aus Anträge stellen und soll dies auch tun. Die Beschlüsse des Priesterrates, für die eine Zweidrittelmehrheit erforderlich ist, bedürfen zur Rechtskraft der Bestätigung durch den Bischof. Den Beratungen können auch für Gutachten oder Referate Fachexperten zugezogen werden. Das

Priesterkollegium tritt in Abständen von etwa zwei Monaten zusammen.

Der Gedankenaustausch der ersten Besprechungen konzentrierte sich auf die Struktur der heutigen Seelsorge. Es ging darum, ob bei dem zunehmenden Priesterangel die Positionen im Schulunterricht gehalten werden sollen. Ferner wurde die Notwendigkeit der Errichtung von Zentren in bestimmten Gebieten erörtert, die Sitz eines «Kreisdechanten» sein und in besonderer Weise die Bildungsarbeit und die Tätigkeit der Katholischen Aktion zusammenfassen sollen.

Auch in Frankreich werden «Seelsorgeräte» gebildet

Der Ständige Rat des französischen Episkopats hat vor kurzem seine dreitägige Halbjahressitzung in Paris beendet. Eine offizielle Verlautbarung der Beratungen ist nicht veröffentlicht worden, doch wurde bekannt, daß das neue Experiment der «arbeitenden Priester» und die Verwirklichung der Konzilsbeschlüsse in Frankreich erörtert wurden. In zahlreichen Bistümern sind bereits sogenannte «Seelsorgeräte» gebildet worden, die die Verwirklichung der Neuerungen des Konzils auf lokaler Ebene sicherstellen sollen, während Priesterkomitees sich mit der Position der Geistlichkeit im Lichte der Konzilsbeschlüsse befassen.

Für das Erzbistum Paris ist ein anderer Weg gewählt worden, weil die verwaltungsmäßige Neugliederung der beiden Departemente Seine und Seine-et-Oise noch in diesem Jahr eine Reform der Diözesangrenzen und die Schaffung neuer Diözesen in der Umgebung der französischen Hauptstadt nach sich ziehen wird. Durch Wahlen in den einzelnen Dekanaten und in den geistlichen Gemeinschaften wird zurzeit eine «Arbeitsgruppe» für Pastoralstudien geschaffen, die, ohne die Neugliederung der Diözesen

ORDINARIAT DES BISTUMS BASEL

Stellenausschreibung

Die Pfarrei *Horw* (LU) wird hiemit zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Bewerber mögen sich bis zum 23. Februar 1966 bei der bischöflichen Kanzlei anmelden.

Bischöfliche Kanzlei

vorwegzunehmen, die Probleme der Nachkonzilsära untersuchen sollen. Der Erzbischof von Paris, Weihbischof, der Rat des Erzbischofs, 14 leitende Persönlichkeiten der Diözesanverwaltung und die 45 Dekane des Bistums gehören dem neuen Gremium automatisch an. Die übrigen Vertreter der Geistlichkeit werden durch Wahlen ermittelt. Jedes Dekanat mit weniger als 35 Priestern entsendet einen Vertreter, die größeren Dekanate entsenden zwei, von denen einer unter, der andere über 40 Jahre alt sein soll.

Paris zählt etwa 2000 Priester. Die Neugliederung des Raumes von Paris in neue Diözesen soll noch vor Ostern offiziell bekanntgegeben werden. Die Grenzen der neuen Bistümer werden voraussichtlich nicht überall mit den Grenzen der neuen Departemente übereinstimmen. Es ist beabsichtigt, die neuen Diözesen einer gemeinsamen Verantwortlichkeit des Bischofskollegiums des Pariser Raumes unter der Oberhoheit des Pariser Erzbischofs, Kardinal Feltins, zu unterstellen, ohne indessen die Kompetenz der jeweiligen Oberhirten in ihren eigenen Sprengeln zu beschneiden.

Aus dem Leben der Ostkirchen

Metropolit Nikodim äußert Vorbehalte gegen Ostkirchendeckret des Konzils

Metropolit Nikodim, der Leiter des Außenamtes des Moskauer Patriarchats der Russischen Orthodoxen Kirche, befaßte sich kürzlich in einem Interview mit der sowjetischen Nachrichtenagentur TASS mit dem Vatikanischen Konzil sowie den Beziehungen zwischen katholischer und orthodoxer Kirche. Der Metropolit, der als Gast an der Schluß-Sitzung des Zweiten Vatikanischen Konzils teilnahm, betonte dabei, daß zahlreiche Dokumente, die während der vierten Sitzungsperiode des Konzils angenommen wurden, volle Zustimmung verdienten. Insbesondere erwähnte er die Erklärung über die nicht-christlichen Religionen und über die Religionsfreiheit. Auch die Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute, «ein Dokument, das für die römisch-katholische Kirche große Bedeutung gewinnen könnte», werde gewiß die Aufmerksamkeit aller Menschen guten Willens auf sich ziehen. Wörtlich fuhr Metropolit Nikodim sodann fort: «Unter Papst Johannes XXIII. wurde das Konzil in einer von großer Hoffnung und großem Optimismus getragenen Atmosphäre eröffnet. Nicht nur die Katholiken,

sondern Menschen aller Kontinente stimmten der Botschaft des Konzils an die gesamte Menschheit zu. Die Enzykliken des Papstes waren beachtlich. Jedoch entsprachen die Aktivität des Konzils und seiner Väter nicht in allen Stadien dem Geist dieser Botschaft.»

«Ich hatte noch keine Gelegenheit», äußerte sich Metropolit Nikodim weiter, «alle vom Konzil angenommenen Dokumente bis ins einzelne zu studieren, und daher kann mein Urteil nicht konkret sein. Es scheint mir jedoch, daß die Völker der gesamten Welt von der römisch-katholischen Kirche erwarten können, daß sie mit allen Menschen guten Willens zusammenarbeitet, daß sie sich konsequent für den Frieden einsetzt und gegen den Krieg und die Atomgefahr wendet. Eine solche Aktivität würde die Zusammenarbeit mit den nicht-katholischen Christen, mit den Millionen Menschen, die sich nach Frieden sehnen, fördern.»

Zur Aufhebung der Bannbulen zwischen Rom und Konstantinopel erklärte Metropolit Nikodim, es handle sich dabei lediglich um «die Geste einer lokalen orthodoxen Kirche gegenüber der römischen Kirche, nicht aber um eine Geste der ganzen Orthodoxie». Die Einheit zwi-

schen den Kirchen des Ostens und des Westens lasse sich erst nach «gründlichem theologischem Studium und gemeinsamer Zusammenarbeit» verwirklichen. Metropolit Nikodim fügte hinzu, daß «Dokumente wie das Konzilsdekret über die Ostkirchen vom orthodoxen Standpunkt aus die Vertiefung ökumenischer Kontakte nicht begünstigen. Wenn die katholische Kirche tatsächlich die Grundlagen für einen fruchtbaren ökumenischen Dialog zu schaffen sucht, wenn sie mit Objektivität das Weltgeschehen verfolgt und positiv darauf reagiert, werden Klima und Möglichkeiten zur Zusammenarbeit mit der Orthodoxie und mit den anderen christlichen Kirchen entstehen.» Metropolit Nikodim versicherte schließlich, daß die orthodoxen Theologen die Konzilstexte sorgfältig studieren und sich zu gegebener Zeit zu ihnen äußern werden.

Orthodoxe Stimme gegen eine «Communicatio in sacris»

Professor Evdokimov vom orthodoxen St. Sergius-Institut tritt im gegenwärtigen Zeitpunkt gegen eine Förderung der «Communicatio in sacris», wie sie das katholische Ostkirchendekret vorsehe, ein, da dies den Dialog nur erschwere. Ein echter Dialog sei nur möglich, wenn man über die historischen Institutionen hinausgehe und das eigentliche Zentrum, das himmlische Jerusalem, betrachte. Dann werde man entdecken, daß sich unter verschiedenen Formeln derselbe

Glaubensinhalt verberge, ein Gesichtspunkt, der im ökumenischen Gespräch besonders von Professor Schlink, dem Konzilsbeobachter der Evangelischen Kirche Deutschlands, vertreten werde. Ferner solle man im ökumenischen Gespräch, meinte Professor Evdokimov, nicht von den unierten Ostkirchen, da diese Bildung ein Fehlgriff sei, sprechen. Dennoch bleibe das Selbstverständnis Roms als Zentrum, von Beobachtern manchmal als «Romano-Zentrismus» bezeichnet, das größte Problem in einem fruchtbaren Dialog zwischen Ost- und Westkirche. In diesem Zusammenhang sind auch die kritischen Äußerungen von Nissiotis über die Kollegialität von Interesse. Er sagt: «Die zwölf Apostel sind nicht anzusehen als Einer und Elf.» Sie seien schon unmittelbar nach dem Pfingstfest bei der Gründung der Kirche nicht mehr isoliert gewesen. Eine verbindliche Lehrentscheidung sei damals nicht von dem Einen plus Elf getroffen worden, sondern zusammen mit den Ältesten und der ganzen Kirche (Apg 15,22). Die Apostolizität der Kirche werde nirgends in der Schrift oder in der Tradition beschrieben als direkte Sukzession nur der Bischöfe von den Aposteln. Die Apostolizität der Bischöfe sei die der Kirche, aber die Apostolizität der Kirche komme nicht von den Bischöfen, sie bestehe in der ganzen Communio einschließlich des gläubigen Volkes. Die Bischöfe schließlich könnten gar nicht existieren ohne die Gemeinde. Immer seien sie mit ihren Priestern und dem zum Gottesdienst vereinten Volk.

ben! Ministrantendienst, Krankendienst — und ein gutes Herz, in dem viel Güte vorhanden war.

Wenige Wochen, bevor er starb, sagte Pfarrer Lautenschlager zu seinem neuen Vikar: «Weißt Du, ich habe meine Pfarrei nicht mit Organisation aufzubauen versucht, sondern mit Liebe und Güte». Hier hat sich der Pfarrer von Gut Hirt nicht überschätzt. Die Organisation überließ er lieber seinen Helfern und ließ sie selbständig arbeiten, solange er spürte, daß die Organisationen dem Pfarreileben nicht im Wege standen. Der Mütterverein, den er jahrelang pflegte, war ihm mehr als Organisation. Pfarrer Lautenschlager hat viel in der Stille gewirkt und das Wirken seiner großen Güte nicht an die Glocken seines Kirchturmes hängt. Überhaupt, irgendwie liebte er die Stille. Er hat viel in der Stille gebetet, auf der Empore seiner Kirche und noch viel lieber auf der Galerie um die Gnadenkapelle von Einsiedeln. Er hat in der Stille studiert. Studium neuester, auch schwerer theologischer Literatur war ihm zeitweise fast Hobby. Er hatte nie ausgelernt — eine Priestertugend, die man weniger trifft, als man meint. Exegese, Dogmatik, Kirchengeschichte waren ihm nicht eine reine Erinnerung an Fächer, die einmal auf einem Stundenplan vier Jahre seines Lebens mehr oder weniger aufgeteilt hatten. Die Heilige Schrift hatte es ihm angetan. Von da her waren seine Predigten gespeist. Er fühlte sich im Innersten gedrängt, bei jeder möglichen Gelegenheit das Wort Gottes zu künden.

Der Gottesdienst war Zentrum seines Wirkens. Er war sehr bemüht, den Gottesdienst in seiner Kirche schön zu gestalten. Nicht immer hat er für sein Bemühen eitel Freude geerntet. Erinnern wir bloß an die Feindschaft, die ihm der «Schilling-Christus» über dem Hochaltar einbrachte.

Der Schreibende erhielt, nachdem er vor Wochen einen Nachruf auf Pfarrer Lautenschlager in den «Zuger Nachrichten» geschrieben hatte, einen recht aufgeregten Brief. Was war geschehen? Wir hatten es gewagt, den Rückblick auf das Leben des Toten nicht in der Art von Primizpredigten alten Stiles zu gestalten. Wir versuchten, Pfarrer Lautenschlager als den zu zeichnen, der er war. Eigenartig! Seiner Priesterlebtage lang hatte er viel Opposition, Anfechtung erfahren müssen — an sich kein schlechtes Zeichen! Anonyme Briefe waren eine ihm besonders weh tuende Sorge. — Er hatte seine Grenzen und Schwächen, er spürte sie selber. Es kam wieder seiner Verwaltung des Buß-Sakramentes zugute! Seine Kraft, Vertrauen zu schenken, hatte da und dort ihre Grenzen. Wo er einmal enttäuscht war, brachte er nicht leicht wieder Zutrauen auf. Eine gewisse Ängstlichkeit — nicht Skrupulantentum — machte sich dem bemerkbar, der ihm näherstand. Sein Optimismus hinkte gelegentlich — wirklich nur gelegentlich — mit beiden Beinen. Kaum daß er tot war, hätte man ihn als Heiligen zeichnen sollen. Jetzt auf einmal sah eine sensible Seele alle Schuld nur an den «Zugern». Zugegeben, die Zuger, gerade sie, haben es ihm nicht immer leicht gemacht, das scheint ein wenig ihre Art den Seelsorgern gegenüber zu sein. Aber warum soll man nicht auch vom Menschlichen am Priester ein Wort reden?

C U R S U M C O N S U M M A V I T

Mgr. Anton Lautenschlager, Pfarrer zu Gut Hirt, Zug

Die Lebensdaten des Verstorbenen sind bald aufgezählt. Am 14. September 1898 wurde Anton Lautenschlager in Zürich geboren. Er wuchs in Bern auf, besuchte dort die Primarschule, anschließend begann er 1911 in Schwyz die Gymnasialstudien, verbrachte die beiden letzten Jahre in Zug, wo er mit einer glänzenden Matura abschloß. Nach zwei Jahren Philosophiestudium in Freiburg und vier Jahren Theologie in Luzern wurde er am 13. Juli 1924 durch den damaligen Nuntius Luigi Maglione zum Priester geweiht. Zwei Wochen hernach feierte er zu St. Michael seine heilige Primiz, wo er im gleichen Jahr seinen ersten Seelsorgeposten antrat. Dann wurde er Pfarrhelfer zu Unserer Lieben Frau in der Zuger Altstadt (1927) und ein Jahrzehnt später Pfarr-Rektor am neuerrichteten Gotteshaus im Industriequartier Zugs. Nach fünf weiteren Jahren wurde er zum Pfarrer zu Gut Hirt in Zug — fast möchte man sagen: Zug-Nord — ernannt (1942). 1942 erfolgte seine Ernennung zum Stadtpfarrer von Zug. Am 8. November 1965 verunglückte Pfarrer Lautenschlager auf der Rückfahrt von einer Fahrt nach Einsiedeln im Dienste der Seelsorge. An den Folgen des Zusammenstoßes mit der Südostbahn starb er am 16. November 1965 ohne das Bewußtsein erlangt zu haben.

Was liegt nicht alles zwischen und hinter diesen Daten! Die Pfarrhelferzeit zu St. Michael bei Pfarrer Franz Weiß und dessen Nachfolger, dem heutigen Dom-

herrn und Prälaten Franz Schnyder, war für Anton Lautenschlager die Zeit der Vorbereitung für sein großes Werk, den Aufbau der Pfarrei Gut Hirt in Zug. Nur drei besondere Punkte seien hervorgehoben; es sind vielleicht nicht die wichtigsten. Pfarrhelfer Lautenschlager war ein charismatischer Ministrantenpräses. Diese Sparte seiner vielfältigen Arbeit lag ihm ganz am Herzen, er behielt sie sich vor während seiner ganzen, langjährigen Gut-Hirt-Pfarrer-Zeit. Jahrelang sind wir zu ihm jeden Samstagmittag in die Ministrantenversammlung gegangen; er führte uns ein in das eucharistische Geheimnis, übte und übte Amter und Andachten, unternahm auch Ministrantenreisen, heute noch schönste Jugenderinnerungen auch manches Laien. Kaum einer der Geistlichen, die Zug in den letzten 20 bis 25 Jahren der Kirche stellte, ist nicht durch Pfarrer Lautenschlagers Schule gegangen. Wie mancher katholische Laie in Zug oder sonstwo verdankt seine Treue zum großen Teil der Ministrantenarbeit Pfarrer Lautenschlagers. — Ministrantenarbeit und Krankendienst. Die Kranken müssen ihm schon sehr früh ein besonderes Herzensanliegen gewesen sein. Er ging viel zu den Kranken, er hatte sie gern, er plauderte, erzählte ihnen weiß was, um sie zu erheitern. Er war nicht einer jener Seelsorger, die Kranke nur mit frommen Sprüchen oder sogar Verschen schon auf der Türschwelle überschütten. All die Worte von Leiden mit Christus usw. wollen vorbereitet sein und sind oft aus geistlichem Mund gar leichtfertig zu ha-

Das Priestergeheimnis dieses Menschen und das Menschengheimnis dieses Priesters prägte sich in zwei Grundzügen seines Wirkens als Seelsorger aus — es sind Grundzüge seiner Persönlichkeit. Die *Güte*, sein Pfarreiprinzip, haben wir bereits genannt. Willkommen war, wer zu ihm kam. Es darf wohl ohne Übertreibung gesagt werden — sein Pfarrhaus galt landauf und landab als Hort der Gastfreundlichkeit. Diese Tugend steht einem Pfarrhaus allzeit gut an, mögen sie auch pharisäische Seelen oft mißdeuten. Gütig sein und *beten!* Pfarrer Lautenschlager hat viel, sehr viel gebetet. Bei allen Anliegen seiner Pfarrei und der weiten Kirche Gottes, lagen ihm doch auch die Missionen sehr am Herzen. Eine besonders innige Liebe hegte er zu Unserer Lieben Frau in Einsiedeln. Auf ihre Fürbitte hin ruhe er im Frieden!

P. Timotheus Rast, OSB.

Neue Bücher

Barth, Karl: Das Vaterunser. Nach den Katechismen der Reformation. Aus dem Französischen übersetzt von Helmut Goß. Zürich, EVZ-Verlag, 1965, 114 Seiten.

Diese Schrift trägt unter dem Titel die Präzisierung: «Nach den Katechismen der Reformation» und gliedert sich in einen ersten Teil über das Gebet im allgemeinen und in einen zweiten Teil über das Herrengebet, wie es die Reformatoren erklärt haben. Man wundert sich deshalb nicht, wenn die Abhandlung nicht gerade ein ökumenisches, sondern eher das Profil des alten reformatorischen Kämpfers aufweist. Dabei wollen wir jedoch nicht vergessen, daß gerade das Zeitalter Karl Barths durch seine Rückbesinnung auf die, wenn auch reformatorische, dogmatische, christliche Substanz die heutige Ökumene erst ermöglichte. So kümmert uns also hier nicht der reformatorische Seitenhieb, sondern das gemeinsame Glaubensgut, über das wir uns freuen. Die Reformatoren kennen keine «liturgische Frage», sie legen wenig Wert auf eine Unterscheidung zwischen dem privaten und gemeinschaftlichen Gebet. Was sie interessiert, ist die Notwendigkeit zu beten und recht zu beten. Gott ist der Vater Jesu Christi und dieser Mensch Jesus Christus hat gebetet und betet noch. Solches ist die Begründung unseres Gebetes in Jesus Christus. Gott selbst hat sich zum Bürgen unserer Bitte gemacht, weil all unsere Gebete in Jesus Christus zusammengefaßt sind. Gott kann nicht die Gebete unerhört lassen, weil es Jesus Christus ist, der sie betet. Wir können nicht aus uns selber beten. Wenn wir Enttäuschungen im Gebet erleben, müssen wir annehmen, daß Gott uns den Weg des wahren Gebetes zeigt. Er stellt uns mit unseren Anliegen und Problemen auf einen bestimmten Weg, auf den wir uns einlassen müssen, wenn wir im Gebet sein wollen, das schon erhört ist. Barth weist darauf hin, daß die Einteilung der Bitten im Herrengebet der Einteilung der zehn Gebote entspricht. Die Auslegung ist traditionell, aber auch träf. «In terra sicut in caelo» will sagen, daß wir doch aufhören möchten, immer von neuem das Evangelium zu verfälschen und eine Art neues Gesetz daraus zu machen. «Et dimitte

nobis»: Im stellvertretenden Tod Christi sind künftig unsere Schulden die Angelegenheit Gottes, nicht die unsrige. Gott verbietet uns rückwärts zu blicken, oder daß wir uns niedergedrückt, gleichsam angekettert fühlen an unsere Vergangenheit, oder an das, was wir heute sind oder morgen tun werden. Der Heidelberger Katechismus erklärt: Amen bedeutet, daß die Gewißheit der göttlichen Erhöhung viel größer ist, als die Gewißheit, die wir über unsere Bedürfnisse und unsere Wünsche in uns selber fühlen. Nicht, was wir begehren ist die gewisste Sache in unserem Gebet, sondern was von Gott kommt: die Erhöhung. Unsere Genugtuung an der katholischen, d. h. ganzheitlichen, Gott und Mensch umfassenden Synthese darf nie auf Kosten christozentrischer Tiefe erfolgen. Diese bildet das Positive und Anerkennenswerte an der Theologie der Reformation.

Alfred Eggenspieler

Brüder der Welt. Orden und Kommunitäten unserer Zeit. Dargestellt von Gerd Heinz-Mohr und Hans-Eckehard Bahr. Mit 96 Aufnahmen von Toni Schneiders. Freiburg, Herder Verlag, Zürich, Zwingli Verlag, 1965. 75 Textseiten.

Das 19. Jahrhundert brachte kirchlich-religiös vor allem das Entstehen von Missionsgesellschaften, der Form nach mehr oder weniger von den Regeln der Jesuiten und Redemptoristen geprägt. Unser Jahrhundert erzeugte religiöse Gemeinschaften eines völlig neuen Stils. Ihre Kennzeichen sind einerseits ein gemeinschaftlich geregeltes geistliches Leben unter bestimmten feierlich geleisteten Verpflichtungen, andererseits das schlichte Zusammenleben mit den heutigen Menschen (*présence au monde*). — In erfreulicher Zusammenarbeit konfessionell verschieden orientierter Verlage ist ein Werk herausgekommen, das die Physiognomie solcher Kommunitäten möglichst genau zu erfassen versucht. Man wollte indes nicht ein Kompendium aller bestehenden Gemeinschaften der neuen Art bieten. So konzentrierten sich die Herausgeber auf drei besonders charakteristische Kommunitäten: Die Kleinen Brüder von Jesu, die Communauté de Taizé und die Iona Community. Diese Iona-Gemeinschaft ist bei uns am wenigsten bekannt. Sie besteht aus Männern, Geistlichen und Laien, die verschiedenen evangelischen Kirchen angehören und die jeden Sommer auf der kleinen Hebrideninsel Iona zusammenkommen, um dort gemeinsam zu beten, zu diskutieren und in harter Arbeit das uralte Kloster, im Jahre 563 erstmals von Columban gegründet, wieder instand zu setzen. Die übrige Zeit verbringen die Mitglieder, meist verheiratete Handwerker und Arbeiter aus den Industriestädten Großbritanniens, in ihren Wohnorten, wo sie gemäß ihrer Regel sich um die Verwirklichung eines christlichen Lebens bemühen. — Jede der drei Gemeinschaften wird zuerst in ihrer geschichtlichen Entwicklung und der jetzigen Erscheinungsform dargestellt. Dann folgen als Ergänzung und Selbstdarstellung Texte aus den Regeln oder wesentliche Aussagen der Gründer. Abschließend versucht man, das Wesentliche der Gemeinschaften durch das Bild auszusagen. Der Zeugniskarakter der Bilder ist echt und gut, verletzt aber an einigen Stellen die religiöse Intimsphäre. Im ganzen aber ist das Buch eine hervorragende und gültige Darstellung

der genannten Kommunitäten. Es möge nicht nur eine modisch-religiöse Neugier befriedigen, sondern zu christlicher Besinnung aufrufen. In diesem Sinn ist dem Buch eine weite Verbreitung zu wünschen.

Rudolf Gadiant

Hansler, Bernhard: Dante bleibt aktuell. Freiburg-Basel-Wien, Herder, 1965, 123 Seiten (Herder-Bücherei Band 235).

Der Verlag Herder hat zum Dante-Jahr 1965 eine theologisch-liturgische Untersuchung des Benediktiners Olaf Graf — «Die Divina Commedia als Zeugnis des Glaubens» — und das vorliegende Bändchen herausgebracht. Trotz der unmittelbaren Wirkung des Kunstwerkes verlangen große Dichtungen eine Einführung, vor allem auch die Divina Commedia. So will B. Hanslers Bändchen zur Lektüre dieser Dichtung von abendländischer Bedeutung heranzuführen. Es gelingt dem Autor, auf knappem Raum einen ersten, erhellenden Überblick zu bieten. Nicht ein vergangenes Weltbild neu aufzudrängen, doch das Zeitlose in der Botschaft Dantes aufzuzeigen, ist sein Bestreben. Er spricht vorerst vom Kunstwerk als solchem, von seiner sprachlichen Form, sodann von gewissen Linien der Gedankenwelt des Dichters, von seinem geradezu modernen Freiheitsbegriff und von seinem Denken über Welt, Staat und Kirche. Das Nachwort enthält praktische Anregungen für ein fruchtbares Dante-Studium.

P. Bruno Scherer, OSB

Ottobeuren 764—1964. Beiträge zur Geschichte der Abtei. Sonderband der «Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige». Herausgegeben von der Bayerischen Benediktinerakademie, Band 73. Augsburg, Kommissionsverlag Winfried-Werk, 1964, 319 Seiten.

Die berühmte Benediktinerabtei Ottobeuren ist auch in der Schweiz gut bekannt. Sie liegt nicht allzuweit weg von der Bahnlinie nach München im bayrischen Oberschwaben. Im Jahre 1964 hat sie das 1200jährige Jubiläum der Gründung gefeiert und zieht seither auch viele Schweizer in ihren Bann. Wer die Abteikirche und Basilika besucht, kommt aus dem Staunen über ihre Pracht und Herrlichkeit gar nicht heraus. Es ist eine Art Vorhalle zum Himmel. Welch tiefen Glauben müssen Erbauer und Bauleute gehabt haben, daß sie alles aufboten, um zur Ehre Gottes einen solch einzigartigen Bau zu errichten, der heute nach der überaus gut gelungenen Renovation durch den bayrischen Staat in deutschen Landen seinesgleichen sucht. Er wird mit Fug und Recht der «schwäbische Eskorial» genannt, an dem sich die Augen nicht satt sehen können. Wir begreifen, daß die jublierende Abtei, Historiker und Kunstverständige dieses Baudenkmal ersten Ranges in prächtigen Bänden und Büchern festhalten wollten. Im Jubeljahr sind zwei wertvolle Bände herausgegeben worden, die äußerlich eine gewisse Ähnlichkeit haben. Wie oben bemerkt, behandeln wir den Sonderband 73 der bekannten «Studien und Mitteilungen». Er ist nicht das Werk eines einzelnen, sondern ein Sammelwerk von mehreren Verfassern, die Ottobeuren nach verschiedenen Seiten hin erforscht haben. Es sind 13 Beiträge, welche uns Auskunft geben über gewisse Sparten des Stiftes, wie Musik, Landeshoheit und Reichsunmittelbarkeit, große Männer und

Gelehrte der Abtei (je zwei Beiträge), Kunst (drei Beiträge) und andere Gebiete (zwei Beiträge). Es sind gelehrte Arbeiten von Benediktinern aus Ottobereuren selbst oder von Männern, die dem Stift oder dem betreffenden Fachgebiet nahe stehen. Bemerkenswert sind auch 33 einfarbige Kunsttafeln, die bedeutende Gemälde aus der Galerie des Abteimuseums wiedergeben, welches der Öffentlichkeit zugänglich ist. Mehrere Originale wurden nach der Aufhebung der Abtei am 1. Dezember 1802 verschleudert und finden sich heute in andern Museen. Wer dieses Werk studiert, wird, wenn immer möglich, den großartigen Stiftsbau und seine immer noch reichen Kunstschatze mit eigenen Augen kennenlernen wollen.

P. Raphael Hasler, OSB.

Kiesler, Berta Maria: Gott, für dich. Der Beweggrund zum rechten Leben für alle Christen. Donauwörth, Verlag Ludwig Auer, 1963, 124 Seiten.

Ein frommes Büchlein für fromme Seelen. Etwa 200 religiöse Aphorismen in leicht verständlicher Sprache beziehen sich auf die Stellung des Menschen zur heiligen Dreifaltigkeit und wollen den Laien zu einem besinnlichen Leben anregen. Die gutgemeinten Einsichten liegen wie ungezählte verschiedenfarbige Mosaiksteinchen vor dem Leser. Wie er sie dann zu einem richtigen Bilde ordnen kann, ist seine Sache, denn viele Gedanken wiederholen sich. Der Leser wird täglich kaum mehr als drei Seiten überdenken wollen. Mancher wird das Lesen der vier Evangelien vorziehen. Immerhin sei das kleine Buch «Gott, für dich» empfohlen. Der ganze Inhalt kreist um den Satz am Anfang: «Gott ist für uns Menschen das ewige Du.» O. Ae.

Cruchon, Georges: Einführung in die dynamische Psychologie. Die Person und ihre Umwelt. Aus dem Französischen übersetzt von Georg Gebhardt. Frankfurt, Knecht-Verlag, 1965, 311 Seiten.

Wir haben hier einen Versuch vor uns, der die Psychologie überblicken will, aber in die Darstellung etwas zu unsachgemäß oder unpassend religiöse Ambitionen mischt. Nach einem Kapitel über die Geschichte der heutigen Psychologie und nach der defizienten Vorstellungsreihe von Erklärungen zur Personstruktur und ihrer Entwicklung — biographisch gesehen — folgt eine ganz hübsche Darstellung der dynamischen Beziehungen des Menschen zu den diversen Bereichen seiner Umwelt, den kleinen, engsten, und den weiteren. Aber hübsch und fleißig genügt eben nicht. Wenn auch alles sorg-

fältig zusammengestellt und umgänglich geschrieben ist, die Methode stört doch: plötzlich tauchen neben den «natürlichen» Faktoren, die das psychische Leben tragen, «übernatürliche» auf und es tönt, als ob die «Übernatur» mechanisch und gleich den physikalischen Gesetzen im Menschen wirke. Hier ist (wohl aus gutem Willen, dem religiösen Bereich besondere Geltung zu verschaffen, doch eben in mißverständlicher Vermischung der freien Entscheidung des Menschen für Gott) der schwache Punkt des in Rom lehrenden französischen Jesuiten zu sehen.

Dr. Charlotte Hörgl

Unsere Leser schreiben

«Siebenter und Dreißigster»

Nicht selten liest man in der Zeitung bei Todesanzeigen unter «Gedächtnis-Gottesdienste»: Siebenter und Dreißigster...

Ein katholischer Christ weiß, daß wir einen verstorbenen Mitmenschen nicht einfach «abschreiben» und möglichst rasch zu vergessen suchen, sondern als Gemeinschaft oder Kirche während einer Zeit nach seinem Heimgang uns bewußt seiner erinnern wollen.

Bei sehr vielen katholischen Familien ist es Sitte, «unter dem Dreißigsten» täglich das heilige Opfer in der Kirche mitzufeiern, oder sich wenigstens durch ein Familienmitglied beim Gottesdienst vertreten zu lassen und nachher das Grab zu besuchen, wenn der Friedhof nahe der Kirche liegt. Die Gemeinschaft der Pfarrei vergißt in dieser Hinsicht auch jene nicht, die allein und verlassen starben — das ist sogar möglich, wenn Söhne und Töchter und nahe Verwandte da sind.

Die Pfarrfamilie denkt an die Toten und erinnert ihre Pfarreiangehörigen am «Dritten» oder «Siebenten», jedenfalls am «Dreißigsten» Tag nochmals «offiziell», daß wir den Verstorbenen «nicht vergessen, sondern seiner in Gebet und guten Werken gedenken wollen».

Der Zeitgeist scheint sich auch dieses Gedenkens in einer christlichen Gemeinschaft zu bemächtigen, denn sehr oft wird nur mehr ein «Dreißigster» gehalten bzw. verkündet. Es kann gute und echte Gründe dafür geben oder auch nicht, die Verhältnisse sind verschieden, ein Urteil steht nicht zu, immerhin ist die Formulierung ehrlich. Hingegen fällt auf, wie oft, sogar bei Todesanzeigen für Priester, zu lesen ist, daß «Siebenter und Dreißigster» am selben Tag gehalten wird und es ist anzunehmen, natürlich bei der-

selben Eucharistiefeier. Das scheint mir eine Täuschung, denn bei der Oratio heißt es: *vel* und nicht *et*. Entweder wird der Siebente oder der Dreißigste gehalten, aber nicht beides miteinander. Oder kann jemand Auskunft geben, wie diese Formulierung interpretiert werden muß, daß sie keine Täuschung ist?

So wie man sie liest, kommt man nicht um den Eindruck herum, daß jene, die sie formulierten etwas vortäuschen, einerseits möchte man nicht als kleinlich gelten und ehrlich sagen: wir lassen den Siebten weg, weil er uns zu unbequem ist, es geht ein halber Lohn drauf etc., es würde doch auffallen, wenn man nichts vom Siebten liest. Eine solche Anzeige mit dem ominösen *und* verhüllt aber doch nur sehr schlecht eine wenig edle Gesinnung. Warum? Man tut als ob, und das ist unecht, darf man sagen es ist ein Betrug, ein schäbiger dazu? Wäre es nicht besser, bei der Besprechung der Gedächtnisse im Pfarrbüro die Leute aufmerksam zu machen, daß eine solche Formulierung dem Verstorbenen nicht nützt, die Verwandtschaft gar nicht vorteilhaft dasteht und daß es diese Form kirchlich gar nicht gibt. Die Erfahrung zeigt, daß alle das einsehen und meist nur auf die Idee gekommen sind, weil «man» es anderswo auch schon gelesen hat. Der irrigen Auffassung muß man vorbeugen. Wer macht mit? -/.

SCHWEIZERISCHE KIRCHENZEITUNG
Wochenblatt. Erscheint jeden Donnerstag

Redaktion: Dr. Joh. Bapt. Villiger. Can.
Professor an der Theologischen Fakultät
Luzern

Alle Zuschriften an die Redaktion,
Manuskripte und Rezensionsexemplare
sind zu adressieren an:

Redaktion der «Schweiz. Kirchenzeitung»
6000 Luzern St.-Leodegar-Straße 9
Telefon (041) 2 78 20

Redaktionschluss: Samstag, 12 Uhr

Für Inserate, Abonnemente und
Administratives wende man sich an den
Eigentümer und Verlag:

Räber & Cie AG, Frankenstraße 7-9, Luzern
Buchdruckerei, Buchhandlung, Tel. 2 74 22

Abonnementspreise:

Schweiz:
jährlich Fr. 24.—, halbjährlich Fr. 12.20

Ausland:
jährlich Fr. 30.—, halbjährlich Fr. 15.20

Einzelnummer 70 Rp.

Insertionspreise:

Die einspaltige Millimeterzeile oder deren
Raum 23 Rp. Schluß der Inseratenannahme
Montag, 12.00 Uhr Postkonto 60 - 128

Gemälderahmen

barock, Holz vergoldet, Höhe 2,4 m, Breite 1,7 m, eignet sich für ein Altargemälde.

Max Walter, Antike kirchliche Kunst, 4717 Mümliswil (SO).
Telefon (062) 2 74 23.

Inserieren bringt Erfolg



Die Mitgliederwerbung gelingt befriedigend und sogar leichter, wenn nicht die bekannte «letzte Minute» abgewartet wird, sondern wenn sie das ganze Jahr hindurch läuft. Dank allen, die sich damit befassen.

SKPV — Poststraße 18a, 6300 Zug, Postkonto 80-2662

Das Haus für Priesterkleider bietet Ihnen

Loden-Mäntel / Pelerinen

leicht und sehr warm, idealster Winterschutz. Schwarz oder meliert. Gabardine-Mäntel in Reinwolle. Regenmäntel jeder Art und Preislage. Schwarze Pullover.

ARS PRO DEO
STRÄSSLE LUZERN
b. d. Hofkirche 041/23318

Exerzitienvorträge für Laien

Ronald Knox

Tage der Besinnung

Aus dem Englischen übersetzt von Wiborada Maria
Duft. 272 Seiten, Leinen Fr. 16.80.

Innere Erneuerung

Aus dem Englischen übersetzt von Paula von Mir-
tow. 190 Seiten, Leinen Fr. 13.80.

Der Verfasser zeigt hier seine besondere Begabung:
Theologische Klarheit, Vertrautheit mit der seeli-
schen Lage der heutigen Christen und Lebensnähe.
Die Vorträge sind selbst durchlebt und haben des-
halb Dauerwirkung. «Literarischer Ratgeber»

Begegnungen mit einem weisen, gütigen, lebens-
klugen, nüchternen und verstehenden Priester.
Eine Glaubensstärkung!

«Religion und Theologie»

RÄBER VERLAG LUZERN

Pfarrhelferin

mit «missio canonica» wünscht sich zu verändern.
Welchem Pfarrer könnte ich mit Unterricht, Büro,
usw. dienen? Evtl. auch nur Unterrichtsauftrag.

Offerten erbeten unter Chiffre 3945 der SKZ.

Gratis abzugeben:

(Bedürftige Pfarreien
bevorzugt)

- 42 Kirchenbänke (24 x 4,80,
6 x 3,40, 6 x 2,25, 6 x 1,70)
- 1 El. Turmuhr
- 2 Altäre (Marmorverklei-
dung, 2,20 : 95)
- 1 Kruzifix (1927; Corpus 2 m)
- 1 Taufstein (96 cm hoch,
80 cm breit)
- 7 Eichentüren
(Höhe : Breite: 1 à 3,75 : 2,70,
4 à 3,55 : 1,75, 2 à 2,05 : 1,20)

Conseil de paroisse,
2740 Moutier JB

Gesucht in Pfarrhaus
freundliche

Hausangestellte

(Schweizerin bis ca. 40
Jahre). Ein gut eingerich-
tetes Haus, Putzfrau,
Waschautomat und Ge-
schirrspülmaschine er-
leichtern die Arbeit.
Rechter Lohn, geregelte
Freizeit, frohe Atmo-
sphäre. Eintritt ca. 15.
April 1966. Offerte mit
Lohnanspruch, Zeugnissen
oder Referenzen erbeten
unt. Chiffre 3947 der SKZ

CLICHÉS
GALVANOS
STEREOS
ZEICHNUNGEN
RETOUCHEN
PHOTO

ARICO
Cliches

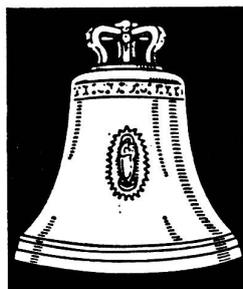
ALFONS RITTER+CO.
Glasmalerg. 5 Zürich 4 Tel. (051) 25 24 01

**Berücksichtigen Sie bitte
unsere Inserenten**

Für die kommenden Fastenopfer

Körblein mit Lederbesatz
oder aufgestelltem Sack,
Opferbüchsen mit ein od.
zwei Griffen, braun oder
vernickelt, Opferbeutel.
Dazu der sehr praktische
und zeitsparende Münz-
sortierer.

ARS PRO DEO
STRÄSSLE LUZERN
b. d. Hofkirche 041 / 233 18



Aarauer Glocken
seit 1367

Glockengießerei H. Rüetschi AG, Aarau

Kirchengeläute

Neuanlagen

Erweiterung bestehender
Geläute

Umguß gebrochener Glocken

Glockenstühle

Fachmännische Reparaturen

Ferienhäuser für Ferienlager

Der Kant. Jungwachtbund Aargau vermietet in

Ruschein/GR (70 Plätze)

Bellwald/VS (2 Häuser à 40 Plätze)

Riemenstalden/SZ (70 Plätze; ebenfalls im Winter für Ski-
lager bestens geeignet.)

Ferienlagerhäuser. Diese sind sehr gut eingerichtet (Licht und
Kochen elektrisch) und befinden sich in sehr schöner Lage mit
ausgesprochen guten Touren-Möglichkeiten. Sie besitzen alle
übrigen Eigenschaften, welche für ein Ferienlager für Buben
und Mädchen Voraussetzung sind. Alle Schlafräume sind mit
erstklassigen, mehrheitlich mit neuen Matratzen ausgestattet.
Für die Sommer-Saison 1966 (bei sofortiger Anmeldung wäre in
Riemenstalden auch für die laufende Winter-Saison noch Platz-
möglichkeit) sind noch einige Wochen frei.

Nähere Auskünfte können unter Tel. (057) 6 27 65 (wenn mög-
lich abends) eingeholt werden.

Für die Kantonsleitung des Jungwachtbundes Aargau:
Willy Geißmann, Bärholzstraße 18, 5610 Wohlen

Inserat-Annahme

durch RÄBER & CIE AG, Frankenstraße, LUZERN

Gut ausgebildete, erfah-
rene

Sozial- arbeiterin

Absolventin der Theol.
Kurse (Missio canonica),
sucht entsprechenden Wir-
kungskreis: Erwachsenen-
schulung, pfarreiliche Auf-
gaben, etc. Bevorzugt:
Raum Basel. Eintritt:
April 1966 oder nach Über-
einkunft. Anfragen unter
Chiffre 3946 befördert die
Exped. der SKZ.

Inserieren bringt Erfolg



Alphon Rosenberg

Die Praktiken des Satanismus

130 Seiten, Pp. Fr. 7.-

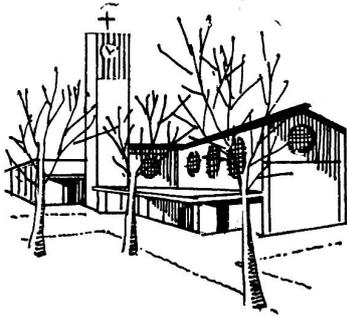
Die Satanspraxis treibt nach-
weislich ihr vielgesichtiges,
pervertierendes Spiel nicht nur
im Innern des Menschen weiter,
sondern in allen Bereichen der
Kunst, Wirtschaft und Politik.
Tröstlich aber ist, daß sich
Güte, Liebe und Brüderlichkeit
ganz langsam aber stetig unter
der Kruste des Bösen Geltung
verschaffen.

CHRISTIANA
8050 ZÜRICH

JOSEF TANNHEIMER
KIRCHENGOLDSCHMIED — ST. GALLEN — BEIM DOM — TELEFON 071 22 22 29

NEUANFERTIGUNGEN UND RENOVATIONEN
KIRCHLICHER KULTUSGERÄTE + GEFASSE,
TABERNAKEL + FIGUREN

WERA – die Spezialfirma für Kirchenheizungen



Überall in unserem Lande wurden bereits mehr als 110 Warmluft-Kirchenheizungen nach unserer patentierten Bauart ausgeführt. WERA-Kirchenheizungen bieten viele Vorteile: Sie sind wirtschaftlich, geräuschlos und zugfrei, haben eine kurze Aufheizzeit und bieten sicheren Schutz vor Feuchtigkeit und Frost. Auch Kleinapparate von 4 bis 20 Kilowattstunden werden geliefert. Gerne schicken wir Ihnen vorweg einen Prospekt mit unseren Referenzen.

WERA AG Bern/Zürich
3000 Bern, Gerberngasse 23–33
Telefon 031 22 77 51 – 54
8003 Zürich, Zurlindenstraße 213
Telefon 051 23 63 76



FARBTONFILM

Die katholische Kirche in Dänemark einst und heute

Um in den deutschsprachigen Ländern mehr Verständnis für die nordische Mission zu wecken, habe ich einen sehr schönen, modernen Farbtonfilm über die Kirche in Dänemark herstellen lassen, der das Leben einer Missionskirche im modernen Wohlfahrtsstaat zeigt. Der Film dauert 40 Minuten und wird von Schwester Sunhilde in Verbindung mit einem Kurzvortrag vorgeführt. Er wurde bisher in den Pfarreien Frick, Sommeri, Amriswil, Wil (SG), Steinebrunn, St. Josef, Basel, Wittnau, St. Martin, Olten, St. Laurentius, Winterthur und Rheinfelden gezeigt. Nach den Vorführungen wird gerne ein Opfer entgegengenommen und es werden Flugblätter für das St.-Ansgarius-Werk verteilt.

Die Schwester wird am 30. Januar 1966 in Kirchberg (SG) wieder eine Vortragsreihe beginnen. Es wäre sehr zu wünschen, daß sie unmittelbar vorher und im Laufe des Monats Februar noch weitere Termine bekäme.

Ich wende mich daher an die hochw. geistlichen Mitbrüder mit der Bitte, Vorführungen in ihren Pfarreien zu ermöglichen. Anmeldungen nimmt entgegen:

Schwester Myrta Holenstein, 4600 Olten, Engelbergstr. 9, Telephon Olten (062) 5 34 92.

Bruno Heim
Apostolischer Delegat im Norden

NEUE BÜCHER

Richard Barta, **Kardinal Franz König**. Mahner seines Volkes, Partner des Gesprächs, Rufer über die Grenzen. Ln. Fr. 12.—

Rudolf Fischer-Wollpert, **Zu Christus führen**. Die Vorbereitung auf die rechtzeitige Erstkommunion durch die Eltern. Kart. Fr. 9.90

Dankelmann, **Christsein in dieser Zeit**. Lebensanschauung des modernen Christen. Band II: Christliche Lebensgestaltung. Ln. Fr. 26.—

Th. Maertens/J. Frisque, **Kommentar zum Meßbuch, Band 2**. Septuagesima bis Mittwoch in der Heiligen Woche. Subskriptionspreis Fr. 15.—

Sven Gillsäter, **Helgas Reise in das Heilige Land**. Ein großformatiges farbiges Bilderbuch für Kinder. Fr. 15.—

Laien und christliche Vollkommenheit. Herausgegeben von Gustave Thils und K. V. Truhlar. Kart. Fr. 28.65

BUCHHANDLUNG RÄBER LUZERN

Wir zeigen Ihnen gerne unsere ausgesuchte und reichhaltige Kollektion

Künstler-Kommunion-Andenken

Verlangen Sie unsere Versandkollektion oder unseren Besuch.

Wir beraten Sie gerne und liefern sehr sorgfältig.

Buchhandlung und Devotionalien

Griffelbach & Co.

6020 Emmenbrücke Tel. 041 / 5 32 29

Neueste theol. Werke • Hervorragend geeignete Literatur für Schul- und Christenlehrentlassung sind unsere Spezialgebiete.

Präzisions-Turmuhren

modernster Konstruktion

Zifferblätter und Zeiger

Umbauten auf den elektro-automatischen Gewichtsaufzug

Revision sämtlicher Systeme

Neuergoldungen

Turmspitzen und Kreuze

Serviceverträge

Turmuhrenfabrik MÄDER AG, Andelfingen

Telefon 052 4 11 67

WEINHANDLUNG

SCHULER & CIE.

Aktiengesellschaft

SCHWYZ und LUZERN

Das Vertrauenshaus für Maßweine u. gute Tisch- u. Flaschenweine
Telefon: Schwyz Nr. (043) 3 20 82 — Luzern Nr. (041) 3 10 77